

Die grüne Feder



Petra Teufel

# Die grüne Feder

Band 1

**PARLEZ**



# 1.

Indien verlassen? Das wäre mir im Traum nicht eingefallen. Der Umzug war nicht meine Idee gewesen. Er war die Idee meines Vaters, Thomas Ritter. Auf die gleiche Weise hatte er mich auch schon vor sieben Jahren, wenige Tage nach der Beerdigung meiner Mutter, einfach gepackt und auf eine Abenteuerfahrt, wie er es nannte, mitgenommen.

Das Abenteuerland hieß Indien, die Stadt Neu-Delhi. Neugierig und staunend stürzte ich mich in das exotische Chaos und machte es schnell zu meinem Zuhause. Dabei halfen mir vor allem die Menschen in unserer Nachbarschaft und in der Internationalen Schule. Sie gaben mir von Anfang an das Gefühl, willkommen zu sein. Bald konnte ich mir ein Leben ohne die leuchtenden Farben und Muster überall nicht mehr vorstellen. Zu all dem gehörten auch das Gedränge überfüllter Straßen sowie die staubige Luft, die vom Duft der Gewürze erfüllt sein konnte oder mit dem Gestank alter Autos. Anfangs verlor ich mich in dem Getümmel zwischen polierten Fassaden moderner Bürotürme und kunstvoll geschnitzten, uralten Hindu-Tempeln. Die zahllosen Straßen und engen Gassen kamen mir wie Labyrinth vor, aus denen ich nicht immer pünktlich heraus fand – sehr zum häufigen Ärger meines Vaters.

An dem ersten Jahrestag von Mamas Tod hatte sich mein Vater mit mir auf die Bank vor unserem Haus gesetzt. Er erklärte, was er mit dem Umzug in diese fremde Welt beabsichtigt hatte. Der Kulturschock sollte uns von dem Schmerz ablenken, der in uns brannte, seit Mama mit ihrem Auto gegen einen Baum gefahren war. Neu-Delhi sollte eine Art Heilmittel sein. „Ich weiß, Papa“, antwortete ich leise. Er nickte, nahm meine Hand und drückte sie fest. Keiner wollte durch Worte die Traurigkeit des anderen verstärken. Das blieb auch in der Zeit danach so. Als IT-Spezialist unterrichtete mein Vater an verschiedenen Universitäten in Indien. Er war oft wochenlang unterwegs. Wenn er endlich wieder zu Hause war, gab es so viel zu erzählen, dass die Zeit, die uns dafür blieb, oft nicht ausreichte. Aber es gab jedes Mal diesen

Moment, an dem Vater meine Hand drückte und wir gemeinsam an meine Mutter dachten, die wir so sehr vermissten. Für mich war es vor allem Aisha Ansari gewesen, die mich tröstete. Vom ersten Tag an war sie unsere Haushälterin gewesen. Als Witwe mit vier erwachsenen Kindern konnte sie bei uns wohnen. Als ich mit neun Jahren erschöpft von der langen Reise an Papas Hand das Haus in Neu-Delhi das erste Mal betrat, kam die kleine rundliche Inderin, in einen grünen Sari gekleidet, auf mich zu. Sie achtete nicht auf Vaters Begrüßung, sondern richtete ihre ganze Aufmerksamkeit auf mich. Sie ging vor mir in die Hocke und ihre großen braunen Augen blickten durch meine Schutzmauern hindurch, direkt in mein Herz. „Sad curly head“, flüsterte sie mit weicher Stimme, wobei sie mir sanft über die braunen Locken strich. Da war es mit meiner Fassung vorbei. Ich sank in ihre weiche Umarmung und alle Tränen, die ich tapfer zurückgehalten hatte, liefen über ihren Sari. Aisha erklärte mir die Sitten und Gebräuche Indiens, nähte meinen ersten Sari, brachte mich in die Schule und sorgte dafür, dass ich wenigstens hin und wieder meine Hausaufgaben machte. Als ich mich mit dreizehn in den Nachbarsjungen verliebte, musste sie mir ebenfalls die Tränen trocknen. Der Sechzehnjährige zog zu seinen Verwandten nach Bombay, wo er das Geschäft seines Onkels übernahm. Aisha und ich adoptierten uns gegenseitig. Ich nahm sie als Mutterersatz an und sie machte mich zu ihrem Nesthäkchen, um das sie sich kümmern durfte.

An unserem Abreisetag hörte ich Aisha in der Küche mit den Töpfen und dem Geschirr klappern. Sie bereitete unser letztes Frühstück vor. Für mich war es das Zeichen, dass meine Zeit in Neu-Delhi in wenigen Stunden zu Ende gehen würde. Ich hatte die Sonne gebeten, heute nicht aufzugehen, ich hatte diesen Tag aus allen Kalendern gestrichen und mich geweigert, irgendetwas zu packen. Doch als ich aufwachte, schien die Sonne durch die Jalousien, der Radiowecker verkündete lautstark Datum und Uhrzeit und vor meinem Bett stand ein Koffer, den Aisha still und heimlich in der Nacht gepackt haben musste. Die Sonne hörte offensichtlich ebenso wenig wie mein Vater auf die Wünsche einer Sechzehnjährigen. Also quälte ich mich aus dem Bett, zog Jeans und T-Shirt an, fuhr mit der Bürste durch meine braunen Locken, was völlig wirkungslos blieb, nahm die Flip-Flops in die Hand und ging in die Küche.

Aisha hatte ihr langes, schwarzes Haar zu einem dicken Zopf geflochten, der über ihrem grünen Festtagssari hing.

Ich sah sie erstaunt an. „Hast du heute noch etwas Besonderes vor, Aisha?“

Die kleine, rundliche Frau drehte sich mit sanftem Schwung zu mir um. Wie oft hatte ich vor dem Spiegel geübt, mich so geschmeidig zu bewegen, wie sie es tat? Unzählige Male! Aber mit kläglichem Ergebnis.

„Nein, nein“, antwortete sie und strich den grünen Seidenstoff zurecht. „Das ist für dich, Lara. Zu Ehren deines Abschieds.“

Sofort vergrößerte sich der Kloß in meinem Hals und augenblicklich füllten sich meine Augen mit Tränen. Ich schluckte den Kloß runter und blinzelte tapfer die Tränen weg. Aisha und ich hatten schon vor Tagen beschlossen, wegen der bevorstehenden Trennung genug geweint zu haben. Also lächelte ich sie krampfhaft an und wiederholte im Stillen zum hundertsten Mal meinen Schwur. Bei allem, was in Indien heilig ist – und das ist eine ganze Menge – würde ich sobald wie möglich wieder nach Neu-Delhi zurückkommen. Das bedeutete, dass ich alle Ferien hier verbringen und spätestens an meinem achtzehnten Geburtstag bei Aisha einziehen würde. Gemeinsam mit all ihren Kindern, Enkeln, Tanten und Onkeln würde ich in ihrem Haus leben. Ab diesem Tag würde mein Vater mir nämlich nicht mehr vorschreiben können, wo ich zu leben habe.

Aisha zog meinen Kopf zu sich herunter und drückte mir einen Kuss auf die Stirn. „Frühstück ist gleich fertig, aber wenn du Amal tatsächlich noch einmal besuchen willst, müsstest du dich jetzt beeilen“, sagte sie.

Sie hatte recht. Von meinen Schulfreundinnen hatte ich mich gestern schon verabschiedet, sie hatten mir eine tolle Abschiedsparty bereitet. Würde ich in Regensburg auch so nette Freunde finden? Würde ich in der Schule in Deutschland gut klarkommen? Schon seit Tagen geisterten mir diese Fragen im Kopf herum.

Jetzt schlüpfte ich aber erstmal in meine Latschen und lief über den Hinterhof auf die Straße, um Amal Yadav Lebewohl zu sagen. Amal Yadav war ein alter Mann und er war ein guter Freund von mir. Es ist in diesem Land eine große Ehre, wenn alte Männer sich mit jungem Gemüse wie mir abgeben. Vor allem, wenn das Gemüse weiblich ist.

Amal arbeitete als Schreiber auf dem Pahar Ganj Markt, in dessen Nähe wir wohnten. Da viele Menschen hier weder lesen noch

schreiben konnten, ließen sie ihre Briefe an Verwandte, Anträge für Behörden, Bewerbungen und alles, was der Alltag eben so mit sich brachte, von einem Schreiber verfassen. Amal war berühmt dafür, dass seine Briefe und Schreiben beim Empfänger die gewünschte Reaktion hervorriefen. So vererbte einmal ein reicher Onkel sein Landgut dem Neffen, der bei Amal die Briefe an ihn hatte schreiben lassen. Anträge auf staatliche Unterstützung für seine Kunden wurden sofort gewährt, und wenn es um Liebesdinge ging, konnte Amal Herzen zusammenbringen, die dann nicht mehr zu trennen waren.

„Wie machst du das, Amal?“, hatte ich ihn einmal gefragt. Amal sah von seiner Arbeit auf und wandte sich mir zu. „Was mache ich denn?“

„Du überzeugst den Empfänger immer von dem, was deine Kunden wollen.“

„Ah, das“, sagte er und lächelte. Dann zeigte er auf sein Ohr. „Du musst ihnen zuhören. Erst mit dem Ohr,“ seine Hand wanderte auf seine Brust, „und dann mit dem Herzen. Dann verstehst du die Botschaft, die sie senden wollen. Die aufzuschreiben ist dann keine Kunst mehr.“

Ich hatte Amal fast täglich besucht und ihm fasziniert bei seiner Arbeit zugeschaut. Eines Tages erlaubte er mir, einen Auftrag eines Kunden zu übernehmen. Ich war aufgeregt und überlegte bei jedem Wort, das ich schrieb, dreimal, ob es das Richtige wäre. Amal lehrte mich, die treffenden Formulierungen und die in Indien üblichen Redewendungen zu verwenden. So wurden auch meine Briefe immer besser. Meinen ersten Liebesbrief durfte ich vor zwei Jahren schreiben. Ein junger Mann wollte seine Verlobte zu einer vorgezogenen Hochzeit überreden. Erst wollte der Kunde nicht, dass ich seinen Brief verfasste, doch Amal meinte, es gäbe keine bessere Schreiberin für dieses Anliegen. Also hörte ich dem jungen Mann zu und schrieb einen Brief, für den er sich später tausendmal bei mir und Amal bedankte. Wenige Tage danach erhielten wir die Einladung zu der Hochzeit.

Ich lief eilig durch die noch schattigen Gassen, und kurz vor der vierspurigen Hauptstraße, auf der sich die Autos bereits stauten, bog ich nach rechts durch einen Torbogen auf den Marktplatz ein. Die Bauern aus dem Umland bauten ihre Obst- und Gemüsestände auf, Stoffhändler rollten die schillernden Seidenbahnen aus und die Schuhputzer ordneten die Tiegel, Lappen und Bürsten in ihren Kisten. Ich überquerte den Markt, bis ich am ande-



ren Ende unter den Arkaden Amal Yadav vor seinem kniehohen Schreibtisch sitzen sah. Schulterlanges, weißes Haar umrahmte sein schmales, faltiges Gesicht. Der orange Baumwollkaftan saß makellos an ihm, als hätte er ihn gerade erst aus dem Schrank geholt. Als ich mich auf die Kissen setzte, die für seine Kunden bestimmt waren, räumte er seine Stifte, Federn und alle weiteren Schreibutensilien aus der Schublade seines Tischchens und reihete sie auf der Schreibplatte auf. Dann holte er einen Stapel Papier hervor und legte ihn daneben. Erst als er fertig war, begrüßte er mich, indem er seine Hände vor der Brust zusammenlegte und den Kopf senkte. Ich tat es ihm gleich.

„Lara, schön, dass du es noch geschafft hast. Heute ist ein großer Tag für dich. Du darfst in deine Heimat zurück“, sagte er mit sanfter Stimme, obwohl er wusste, dass ich den Umzug ganz anders bewertete. Ich hatte ihm oft genug erklärt, dass Indien, dass Neu-Delhi meine Heimat sei. Aber das glaubte er mir einfach nicht. „Warte es nur ab“, sagte er dann. „Wenn du erst wieder in Deutschland bist, wirst du es spüren.“

Amal hob den Deckel seines Tisches an und nahm etwas heraus, das er mit beiden Händen umschloss, kurz an seine Brust drückte und mir schließlich entgegenstreckte. Er öffnete die Hände und mir stockte der Atem. Amal hielt mir den Waterman entgegen. Dieser Füllfederhalter war aufgrund seiner Geschichte etwas ganz Besonderes.

Vor ungefähr hundert Jahren hatte ein englischer Offizier diesen Füller mit nach Indien gebracht und ihn Amals Urgroßvater, der als Schreiber für ihn tätig war, geschenkt. Damit begann die Tradition der Schreiber in der Familie Yadav. Bei einem meiner ersten Besuche bei Amal sah ich ihn mit diesem Waterman einen Brief schreiben. Mir fiel sofort die Federspitze des Füllers auf. Sie war nicht wie üblich bei alten Füllfederhaltern aus Gold, sondern aus einem braunen Material. Sie passte gar nicht auf diesen Waterman. „Was ist das für eine Federspitze?“, fragte ich den Schreiber. „Sie sieht seltsam aus.“

Amal hielt den Waterman in die Sonne und das Licht leuchtete goldbraun durch die Federspitze.

„Ein Geschenk von einer besonderen Freundin“, antwortete Amal und drehte den Füller im Licht. „Sie ist ein einzigartiges Kunstwerk aus Horn und Gold. An der Spitze steckt ein winziger Rubin als Schreibkugel. Wunderschön, nicht wahr?“, schwärmte er. Ich staunte mit offenem Mund. „Darf ich sie mir einmal genau

ansehen?“ fragte ich und streckte meine Hand nach dem Waterman aus.

„Nein!“, entschied der sonst so sanfte Amal streng, schraubte die Kappe auf den Füller und legte ihn in die Schublade. „Du darfst diesen Waterman niemals in die Hand nehmen!“, befahl er.

„Warum?“ fragte ich überrascht.

„Das geht dich nichts an.“

Seitdem packte Amal den Waterman immer schnell weg, wenn ich mich seinem Schreibplatz näherte. Auch, wenn ich sein Verhalten sehr verwunderlich fand und die harsche Zurechtweisung nicht ganz zu dem sanftmütigen Amal passen wollte, dachte ich über diese Eigenwilligkeit des alten Mannes nicht weiter nach. Schließlich hatte jeder Mensch seine ganz persönlichen Heiligtümer, die er mit niemandem teilen wollte. Warum also nicht auch der alte Schreiber Amal Yadav?

Und jetzt hielt er mir diesen Waterman als Abschiedsgeschenk entgegen?

„Dieser Füllfederhalter soll dich auf deinem Weg begleiten“, sagte Amal mit weicher Stimme.

„Aber du hast mir doch verboten, ihn anzufassen“, erwiderte ich erstaunt.

„Ich habe es mir anders überlegt. Das dürfen alte Männer doch, oder?“, lächelte Amal.

„Das kann ich nicht annehmen“, entgegnete ich leise. „Der gehört in deine Familie, deinem Sohn oder deiner Tochter!“

Amal nickte ernst, so wie er es stets tat, wenn er sich überlegte, ob das, was ich sagte, Sinn ergab.

„Du hast recht, trotzdem sollst du ihn haben!“, bestimmte er.

Zögernd nahm ich den Füller aus seinen Händen. Seine Oberfläche war schwarz und glatt, wie poliert, mit einigen Kratzern darauf – Zeichen seines Alters.

„Meine Kinder“, lachte Amal fröhlich, „sind gute Kinder! Aber sie sind keine Schreiber.“

Ich sah ihn verständnislos an.

„Dieser alte Waterman will zu einem Schreiber –und du bist eine Schreiberin, Lara. Er ist ein Geschenk. Als Dank für deine Hilfe. Du hast mir durch dein Schreiben viele zufriedene und glückliche Kunden gebracht.“

Ich ließ den Füllfederhalter vorsichtig durch meine Hände gleiten und schraubte die Kappe ab. Eine goldene Federspitze blitzte

in der Sonne und nicht die seltsame Spitze, die mich vor Jahren fasziniert hatte.

Dann hielt mir Amal ein kleines Holzkästchen entgegen. „Für diese Federspitze bist du noch nicht bereit, Lara“, erklärte Amal, öffnete das Kästchen, in dem die mit Goldadern durchzogene Hornspitze lag. Bevor ich sie neugierig aus dem Kästchen nehmen konnte, klappte Amal den Deckel wieder zu.

„Versprich mir“, forderte er eindringlich, „dass du die Hornspitze erst auf den Waterman steckst und benutzt, wenn du sie beherrschen kannst. Solange schreibst du mit der Goldspitze.“

„Woran merke ich das? Wenn ich in der Schule in Literatur ein A als Note bekomme?“, fragte ich.

Amal lachte. „Nein, Lara. Du wirst es spüren“, er deutete auf seine Brust. „Mit dem Herzen, verstehst du?“ Ich nickte, weil ich nicht zugeben wollte, dass ich keine Ahnung hatte, wovon der alte Schreiber sprach.

„Du wirst beides in Deutschland brauchen. Damit wirst du so schreiben wie deine Mutter“, fuhr Amal fort und ergriff meine Hände.

„Ich werde sicher nie so eine gute Schriftstellerin wie Mama.“

„Sie war mehr als eine weltbekannte Autorin“, erwiderte Amal. „Sie war eine wahrhaftige Schreiberin.“

Ich hörte zwar Amals Worte, doch ich hielt sie für eine seiner rätselhaften Weisheiten.

Bevor meine Tränen auf unsere Hände tropften, zog ich sie zurück und durchwühlte meine Taschen nach Schätzen, die ich verschenken könnte. Ich zog einen pinkfarbenen Kuli hervor, an dessen Ende an einem rosa Bändchen ein Plastikherz baumelte. Verlegen reichte ich ihn Amal.

„Ich habe nicht viel dabei. Mit einem so großen Geschenk von dir habe ich nicht gerechnet“, sagte ich.

Amal nahm den Kuli und lachte. „Er ist ganz wunderbar! Danke, Lara, er wird mich immer an dich erinnern!“

Eine junge Frau näherte sich schüchtern dem Schreiber. Ich stand auf und grüßte Amal mit gefalteten Händen. „Ich werde dir schreiben“, versprach ich und machte den Platz für die Kundin frei.

## **Aufzeichnungen der Federschreiberin Sophie Ritter, geborene von Schelling:**

### ***Januar des siebten Jahres mit der Grünen Feder:***

Ich sollte nicht wieder damit anfangen. Aber ich kann nicht anders. Ich muss schreiben. Ohne Schreiben ertrage ich diese ganze Situation nicht. Meine Tagebücher der letzten sechs Jahre als Schreiberin der Arundoveridis, dieser magischen Grünen Schreibfeder, habe ich an Silvester verbrannt. Der Wind verteilte die Asche in alle Richtungen. Es wird keine schriftlichen Zeugnisse meiner Zeit als Federschreiberin geben. Denn alles, was auf Papier festgehalten wird, kann gestohlen, der Inhalt falsch verstanden, manipuliert und irreführend verbreitet werden. Das ist zu gefährlich. Dieses Risiko will ich nicht eingehen. Wenn ich Ende Oktober nach Regensburg fahre und die Arundoveridis dem Vorstand der Gilde der Schreiber zurückgebe, wird sie sich einen neuen Schreiber wählen. Dann erst werde ich mündlich von dem feigen Abkommen zwischen der Gilde und dem machtgerigen Datenfürst von BRAXWORLD, Charles Braxton, berichten. Ich werde den Gilden-Mitgliedern erzählen, dass Unrecht, Erpressung und Angst mich daran hinderten, die Kraft dieser Feder zum Wohle der Menschen einzusetzen.

Seit ich als Jugendliche von meiner Gabe des wahrhaftigen Schreibens, von der Gilde und der magischen Schreibfeder erfahren habe, träumte ich davon, eines Tages meine Aufzeichnungen als Federschreiberin in die lange Reihe der Tagebücher früherer Federschreiber zu stellen. Doch nun wird zwar mein Name in der Historia Scriptorum aufgelistet werden, aber darunter wird ein trauriges Kapitel der Geschichte der Schreiber stehen.

Dieses Tagebuch schreibe ich in der Geheimschrift, die ich vor Jahren mit der Grünen Feder entwickelt habe. Kein Schriftforscher, kein Kryptograph, nicht einmal Tante Edith wird sie entschlüsseln können. Auch Charles Braxton nicht. Diese Datenkrake mit seiner elektronischen Waffenkammer voller Software, Programmen, Apps und fieser Spyware würde sich die Zähne an dieser Schrift ausbeißern, sollte er sie in die Hände bekommen. Das wird aber nicht passieren. Ohne meine Hilfe liest keiner diese Aufzeichnungen. Denn in dieser Schrift steckt die Magie der Grünen Feder. Außer Lara vielleicht. Ihr bringe ich gerade mit viel Freude diese Schrift bei. Sie saugt jedes Zeichen, jeden Strich neugierig in sich auf. Gestern fand ich einen Zettel in meinem Bett, auf den sie „Gulte Nocht“ in der Geheimschrift geschrieben hat. Ich schrieb ihr gleich eine Botschaft zurück. „Guten Morgen, Lara“. Bin gespannt, ob sie das entziffern kann. Aber auch Lara wird dieses Tagebuch nicht lesen. Warum sollte sie? Ich werde es wie die anderen am Ende meiner Zeit als Federschreiberin am 31. Oktober verbrennen.

## 2.

Einige Stunden später kauerte ich neben meinem Vater in einem breiten Sitz der Businessclass einer Air-India-Maschine und starrte aus zehn Kilometer Höhe auf die kargen Berge Pakistans. Bis zur Landung in Frankfurt lagen endlos viele Stunden vor mir. Ich drehte die Lautstärke meines Handys hoch und füllte mir Ohren und Kopf mit den Bollywood-Hits meiner Lieblingsplaylist. Gedankenverloren zählte ich die weißen Schaumwolken, die sich in dem weiten Blau tummelten. Doch weder die tolle Aussicht noch die indischen Tanzrhythmen konnten mich aufheitern. Ich vermisste Aisha und Amal, meine Schulfreundinnen und einfach alles, wovon wir uns gerade mit einer Riesengeschwindigkeit entfernten. Ich wollte einfach nicht dahin, wo dieser Flieger uns absetzen würde. Das hatte ich auch meinem Vater laut und deutlich entgegengeschleudert, als er vor einigen Wochen mit diesem Brief in mein Zimmer kam. Ich wollte nicht nach Deutschland und schon gar nicht nach Regensburg. Nicht in diese Stadt, in der meine Mutter vor sieben Jahren in ihr Auto gestiegen war, um niemals bei uns zu Hause in München anzukommen.

„Ich weiß“, hatte Papa geantwortet.

„Ja und? Lässt du mich jetzt hier in Neu-Delhi bei Aisha? Fliegst du allein?“, fragte ich spitz, weil ich seine Antwort schon kannte.

„Nein.“

Stattdessen hatte er erneut mit diesem Brief vor meinem Gesicht herumgewedelt und rezitiert: „Wir bestätigen den Eingang ihres unterschriebenen Arbeitsvertrages für BRAXWORLD in der Europazentrale in Regensburg. Wir freuen uns ... bla, bla, bla ...“

„Ich habe es gelesen. Na und? Du willst einen neuen Job. Was habe ich damit zu tun?“, fauchte ich.

Klar war das eine Superchance für meinen Vater. Schließlich war er ein international bekannter Spezialist für alles, was mit Computern zu tun hatte. Und BRAXWORLD war der international erfolgreichste Computerkonzern. Er entwickelte, produzierte und verkaufte das Betriebssystem DOORS, mit dem praktisch jeder Computer auf dieser Welt betrieben wurde. Dazu bot er den

meistgenutzten Internet-Browser und andere Onlinedienste an. Jeder, der sich nicht mit der Vielfalt des IT-Universums auskannte, glaubte, ohne BRAXWORLD würde sich die digitale Welt nicht drehen. Dass mein Vater für deren Europazentrale arbeiten wollte, leuchtete mir ein.

„Bitte erkläre mir, warum ich deshalb auch umziehen soll“, bohrte ich weiter.

„Weil die Stelle in Deutschland ist. Das ist zu weit weg für eine Vater-Tochter-Fernbeziehung.“

„Wieso? In den letzten Jahren warst du auch beruflich mehr unterwegs als zu Hause. Und? Bin ich deshalb verlottert? Von Deutschland aus kannst du auch alle paar Wochen kommen. Du könntest auch von Indien aus arbeiten. Bei dem ganzen elektronischen Schnickschnack, den BRAXWORLD bietet, wird das doch wohl möglich sein.“ Ich lehnte mich erschöpft in den Sessel zurück. Papa rieb sich nervös die Hände, stand auf und tigerte durch das Zimmer. Fehlten ihm die Worte oder überlegte er, ob mein Vorschlag machbar wäre? Hoffnung keimte auf. „Kannst du nicht in Paris für BRAXWORLD arbeiten“, fragte ich vorsichtig, „oder in Schottland oder Finnland, egal wo, nur nicht in Regensburg!“

Jetzt drehte sich mein Vater um und sah mich mit versteinierter Miene an. Ich hatte absolut keine Chance, das erkannte ich sofort.

„Eben weil diese Stelle in Regensburg ist, habe ich mich beworben und eben deshalb ziehen wir dorthin.“

„Papa ...“, brauste ich auf.

„Nein, Lara“, unterbrach er mich. „Jetzt hör mir mal zu.“

Für uns beide wird es Zeit, diese Flucht zu beenden“, sagte er eindringlich, wobei er meine Hand in seine nahm.

„Du kannst ja beenden, was du willst“, fauchte ich und entzog ihm meine Hand. „Ich bleibe hier bei Aisha!“

Als Papa wieder durchs Zimmer wanderte, wirkte er, als trage er einen Zentnersack Orangen.

„Es ist auch für mich nicht einfach“, gab er zu. „Es ist aber eine Chance.“

„Eine Chance für wen, für was?“

„Eine Chance für uns beide, mit der Vergangenheit abzuschließen und letzte Fragen zu dem Unfall deiner Mutter zu klären.“

„Was denn für Fragen? Mama ist gegen einen Baum gefahren und gestorben. Aus und fertig!“

Vater drehte sich zu mir um und sah mich prüfend an. „Ja und Nein. Ja, deine Mutter fuhr gegen einen Baum und sie starb dabei.“

Nein, es ist nicht alles ganz aufgeklärt worden. Den Zeugenaussagen habe ich nie ganz geglaubt. Deshalb will ich genau dorthin, wo das Unglück passierte. Genau dort werde ich die Fragen klären, die mich seit sieben Jahren quälen.“ Mein Vater ist ein gut aussehender, großer Mann mit sportlicher Statur, braun gebrannt und mit entspannten Gesichtszügen. Aber so, wie er in dem Augenblick vor mir stand, gebeugt, grau im Gesicht und mit unbeweglicher Miene, hatte ich ihn nur einmal gesehen. Bei der Beerdigung meiner Mutter. Er holte tief Luft. „Ich kann mich nicht darauf konzentrieren, wenn ich mir gleichzeitig Sorgen um dich machen muss“, gestand er leise. „Ich bitte dich, mach es mir nicht noch schwerer, als es sowieso schon ist.“

Das war der Moment, in dem etwas in mir einknickte. Dass Papa unsere stille Übereinkunft, nicht über Mamas Tod zu reden, brach, musste einen triftigen Grund haben. Er würde mich sonst nicht diesem stechenden Schmerz aussetzen.

„Und wenn ich Heimweh habe, darf ich dann zurück?“, fragte ich.

„Gib mir ein halbes Jahr“, bat Papa.

„Gut“, willigte ich ein. „Aber dann darf ich für mich entscheiden.“ Ich kroch aus meiner Sesselhöhle, ging auf ihn zu und wir umarmten uns so fest wie seit Jahren nicht mehr. „Danke“, hauchte Papa.

Die Stewardess war schon einige Male vorbeigekommen. Sie hatte lächelnd Getränke und Essen serviert, das Geschirr eingesammelt und Kopfhörer für den Film angeboten. Ich suchte mir gerade auf dem Display in der Lehne vor mir einen Hollywood Blockbuster aus, als Papa meinen Arm festhielt. „Wir müssen reden“, sagte er.

„Worüber denn?“, seufzte ich. Genervt sah ich zu ihm rüber. Mein Vater hatte den Laptop aufgeklappt und einen USB-Stick angesteckt. Das Logo von BRAXWORLD erschien auf dem Monitor, dann tauchte das schmale, kantige Gesicht von Charles Braxton, Gründer und Präsident des Konzerns auf. Mit wenigen Worten erklärte die Bildunterschrift, dass dieser Mann innerhalb weniger Jahre aus einem kleinen Start-up-Unternehmen im Silicon Valley in den USA ein gigantisches Imperium gemacht hatte.

Eine kurze Einführung endete mit der Vision, die Charles Braxton zu seinen Taten antrieb:

*Jeder Mensch auf der Erde soll gleichberechtigt an den Möglichkeiten des Internets teilhaben! Weltweite Kommunikation und der ungehinderte Zugang zu Informationen sind die Grundlagen für dauerhaften Frieden und Freiheit.*

Dieser Spruch war inzwischen so oft in Tageszeitungen, Internet und Fernsehen wiederholt worden, dass er sogar zu mir vorge- drungen war.

„Die Ziele sind doch eigentlich großartig!“, lobte mein Vater. „Dafür lohnt es sich doch zu arbeiten.“

„Bitte jetzt keinen Vortrag“, protestierte ich. Doch da hatte Papa schon das Icon angeklickt. Ein Video zeigte Menschen aus unterschiedlichen Kulturen, die sich mit ihren Handys per Vi- deo-Call unterhielten. Jung und Alt lachten sich von Kontinent zu Kontinent zu oder reichten sich über Staatsgrenzen hinweg die Hände.

„Ich habe verstanden, Papa“, stöhnte ich und tippte auf das Stoppzeichen des Videos. „Du wirst dort arbeiten. Von mir aus. Aber warum hat dieser Konzern seine Europazentrale ausgerech- net in Regensburg? In einer Provinzstadt am Ende der Welt?“

Papa streckte sich in seinem Sitz und holte tief Luft.

Oh je, dachte ich, jetzt kommt noch ein Vortrag. Die Stewar- dess verstand Papas Gymnastik als Meldung, dass er etwas bestel- len wollte und eilte lächelnd auf unsere Sitzreihe zu, doch Papa winkte ab, bevor sie uns erreichte.

„Also, das ist ganz einfach“, sagte Vater in sachlichem Vortrag- ton. „Charles Braxton hatte persönliche Gründe, Regensburg als Standort für BRAXWORLD auszuwählen. Die Ansiedlung eines IT-Giganten in einer strukturschwachen Region kann sich kein Politiker entgehen lassen. Deshalb bekam Braxton gute Bedin- gungen für seine Pläne. BRAXWORLD bringt Arbeitsplätze und Steuereinnahmen, die ...“

„Papa!“, protestierte ich und unterbrach seinen Universi- täts-Vorlesungs-Modus. Politik, besonders Wirtschaftspolitik, war nicht gerade das Thema, das mich interessierte. „Ist das jetzt so, dass nur weil dieser Braxton mit Regensburg sentimentale Erin- nerungen an seine Großmutter oder seine erste Liebe verbindet, ich dahinziehen muss?“, fragte ich gereizt.

„Nein! Du ziehst nach Regensburg, weil ich nach Antworten zu dem Unfall deiner Mutter suche. Hast du das vergessen?“

„Nein“, antwortete ich.



„BRAXWORLD bietet mir einen attraktiven Arbeitsplatz. Das ist erstmal alles.“

„Verstanden. Dann habe ich ja mit diesem Braxzeugs nichts zu tun“, stellte ich erleichtert fest.

Wieder holte Papa tief Luft. Nicht gut, dachte ich sofort. Jetzt kommt die schlechte Nachricht.

„So ganz stimmt das nicht“, gestand er und klickte einen Button auf dem Monitor an.

„Braxton bekam, was er wollte und obendrein hervorragende Bedingungen für den Aufbau seiner Modellstadt.“

„So eine Art Disney World?“, fragte ich amüsiert.

„Nein, natürlich nicht. Schau dir das erstmal an.“

Ich beobachtete mit einem mulmigen Gefühl im Bauch, wie sich eine Textzeile aufbaute:

### *„BRAXCITY – Das Modell für die Zukunft!“*

„Braxton konnte in Regensburg mit der Europazentrale auch seinen lang gehegten Traum verwirklichen“, sagte mein Vater. „Das gesamte Firmengelände von BRAXWORLD ist eine Art Versuchsstadt der digitalen Zukunft. Hier werden die Computerprogramme für den weltweiten Markt entwickelt und gleichzeitig an und mit den Bewohnern erprobt. Es wird mit Daten experimentiert, die die Bewohner durch ihr normales Leben an das System liefern. Dadurch kann das Verhalten der Menschen in einer zunehmend digitalisierten Lebens- und Arbeitswelt genauestens studiert werden. BRAXWORLD optimiert seine Angebote und ...“

„Ja, ja, schon gut“, unterbrach ich Papas Werbesendung. „Das hört sich richtig gruselig an. Damit habe ich aber nichts zu tun, oder?“

„Na ja, irgendwie schon“, murmelte mein Vater, beugte sich vor, tippte auf die Tastatur und zeigte auf das Bild einer modernen Wohnsiedlung. Reihen- und Mehrfamilienhäuser in verschiedenen Formen gebaut, quadratische Geschäftsgebäude, breite Fahrbahnen, akkurat geschnittene Rasenflächen, die alle gleich aussahen, irgendwie steril, ohne ein Staubkorn auf der Straße.

„Das ist Braxcity. Fast alle Mitarbeiter von BRAXWORLD wohnen hier ...“, erklärte Papa.

„Nein! Das kannst du vergessen!“, protestierte ich sofort. Vater legte beschwichtigend seine Hand auf meinen Arm. „Ich war noch nicht fertig mit meiner Erklärung. Also, mit dem Arbeitsver-

trag willigt man ein, sein Leben in Braxcity digital überwachen zu lassen. Mit den Daten, die man der Zentrale liefert, werden die Computerprogramme optimiert und weiterentwickelt.“

„Ich bin keine Laborratte!“, sagte ich etwas zu laut, denn die anderen Fluggäste sahen verwundert zu uns rüber. Vater grinste, als sei ihm ein guter Witz gelungen. „Du wirst nur in Braxcity in die Schule gehen, wie alle anderen Kinder der Mitarbeiter auch. Wohnen werden wir in der Altstadt“, erklärte er.

Sollte ich jetzt weiter protestieren oder erleichtert sein? Typisch mein Vater. Die schlechte Nachricht verpackte er in das Glanzpapier der guten Nachricht und übergab mir das Paket mit einem Lächeln.

„Muss das sein? Kann ich nicht auf eine normale Schule in Regensburg gehen?“, fragte ich vorsichtig.

Mein Vater klappte den Laptop zu und sah mich ernst an.

„Nein. Mehr konnte ich bei den Verhandlungen nicht rausholen. Dass wir außerhalb des BRAXWORLD-Geländes wohnen, ist bereits ein Entgegenkommen der Firma.“

„Und wenn du woanders arbeitest? Da kannst du doch genauso nachforschen, was Mamas Unfall betrifft“, entgegnete ich, entschlossen, alles zu versuchen, um mit diesem BRAXWORLD-Zeug nichts zu tun haben zu müssen.

„Lara, du wirst sehen, dass meine Entscheidung richtig war“, entgegnete er. „Lass dich einfach erstmal auf das Neue ein. Geht das?“

Ich wälzte diese Flut an neuen Informationen in meinem Kopf hin und her. Was sollte ich jetzt noch ändern? Wir flogen tausende Meter über der Erde auf Frankfurt zu. In Indien hatte ich dem Umzug zugestimmt. Aber nur wegen Mamas Unfall und nur für ein halbes Jahr!

„Für ein halbes Jahr werde ich es wohl überleben“, sagte ich mir und tippte auf das Startsymbol des Marvel-Superheldenfilms. Maximale Ablenkung!

## **Januar des siebten Jahres mit der Grünen Feder:**

Charles Braxton war hier! Wieso überrumpelt er mich jedes Mal? Woher weiß er, dass ich allein zu Hause bin? Thomas und ich machen alles, um keine Datenspuren zu hinterlassen! Und dennoch kommt Charles Braxton genau dann, wenn Thomas und Lara für einige Tage in die Berge gefahren sind.

„Schreib die Arundoveridis für mich!“, verlangte er genauso wie vor drei Jahren. Nein! Ich bin die Federschreiberin! Die Magie der Schreibfeder lässt sich nicht belügen! Sie drückt nur die innersten Gefühle und Gedanken ihrer Schreiber machtvoll aus. Jede Faser meines Körpers wehrt sich dagegen, dem Internetmogul zu helfen, Politik und Gesellschaft zu manipulieren.

„Schreibst du nicht für mich, darfst du auch nicht für die Gilde schreiben, sonst ...“ Ich weiß, was sonst passiert! Seit drei Jahren lebe ich mit seiner Drohung, die Existenz der Gilde und ihrer Mitglieder zu zerstören. Datenmanipulation und millionenfach geteilte Falschmeldungen über die BRAXWORLD Internetangebote – das sind seine Waffen. Sollte ich auch nur einem verfolgten Journalisten durch ein Schreiben mit der Grünen Feder zur Freiheit verhelfen, würde Braxton das erfahren, behauptet er. Ich glaube ihm. Es gab immer wieder Menschen, die die Macht der wahrhaftigen Schreiber und der Grünen Feder für die Durchsetzung ihrer Ziele missbrauchen wollten. In den Archiven der Gilde kann man unzählige solcher Fälle nachlesen. Meist wehrte die Gilde diese Angriffe erfolgreich ab. Doch Braxtons Methoden durch IT-Kompetenz und Internet sind wirkungsvoller, als jede Bedrohung, mit der die Gilde vorher konfrontiert war. Ein Klick und Millionen User lesen seine intriganten Nachrichten. Wahrhaftige Schreiber brauchen für einen Brief tausendmal länger.

Peter Jordan Jones, unser feiger Gildenvorsitzender, befahl mir, mich Braxtons Forderung zu beugen und die Arundoveridis ruhen zu lassen. „Der Schutz der Gilde und seiner Mitglieder steht an erster Stelle“, wiederholt Jones bei jeder Gelegenheit. Ja, Braxton ist gefährlich! Aber wir hätten eine Chance gegen ihn, wenn die wahrhaftigen Schreiber sich gemeinsam wehrten. Das wäre ein wirkungsvoller Schutz gegen die IT-Bedrohung. Manchmal weiß ich nicht, wer die größere Gefahr für die Gilde der Schreiber darstellt: Braxton oder Jones.

Die Gilde der Schreiber ist erpressbar! Wenn das bekannt wird, wären die wahrhaftigen Schreiber jedem machtgierigen, skrupellosen Fiesling ausgeliefert. Deshalb darf ich kein Wort über Braxtons erfolgreiche Erpressung sagen. Niemals und zu Niemandem! Jones hat dafür gesorgt, dass ich meinen Mund halte. „Wenn du auch nur einem Menschen von deinem Deal mit Braxton erzählst, wird deiner Tochter etwas zustoßen.“ Das sagte Peter Jordan Jones vor drei Jahren, während unsere Kinder Ethan und Lara im Garten gemeinsam spielten. Jones weiß, dass er mich nur zum Schweigen bringt, indem er Lara bedroht.

### 3.

Wir landeten am nächsten Vormittag in Frankfurt. Vor den Fenstern der Ankunftshalle des Flughafens war alles grau, kalt und nass –der Anblick verbesserte nicht gerade meine Laune. Wie hatte ich nur freiwillig das strahlende Licht Indiens gegen dieses Regengrau eintauschen können?

„Dr. Thomas Ritter, bitte melden Sie sich beim Informationsschalter in Terminal 4!“, hallte eine Ansage durch den Ankunfts-bereich.

„Das wird Martin Späth sein, mein neuer Assistent“, vermutete Papa und schritt in Richtung Pass- und Zollkontrolle voran.

Ich hatte irgendwo in meinem Inneren gehofft, dass das ganze Gespräch über dieses Braxcity nur in einem verborgenen Winkel meiner Träume stattgefunden hätte. Aber die Durchsage machte diese Hoffnung zunichte.

Martin Späth entpuppte sich als ein akkurat frisierter, glatt rasierter, blasser, junger Typ. In seinem Geschäftsanzug, auf dem das Logo von BRAXWORLD prangte, kam er mir wie ein Chor-knabe vor. Geradezu zuckersüß begrüßte er meinen Vater. Nach jedem Satz hingte er ein „Doktor Ritter“ an und er verbeugte sich mindestens hundertmal. Wie selbstverständlich nahm er meinem Vater seinen Koffer ab.

„Martin, darf ich dir meine Tochter Lara vorstellen?“, sagte Papa und deutete auf mich.

„Ach, natürlich, Entschuldigung!“, stammelte Herr Späth, wurde rot im Gesicht und beeilte sich, mir seine Hand zu geben. „Lara Ritter, herzlich willkommen!“

Dieser Typ mit seiner unterwürfigen Art war mir sofort unsympathisch. Dennoch zwang ich mich zu einem Lächeln und schüttelte seine Hand.

Das Gute an Herrn Späth war, dass er uns mit einer Luxuslimou-sine nach Regensburg fuhr. Ich schmiegte mich in den bequemen Ledersitz und staunte über den Bordcomputer, der bei anderen Autos Armaturenbrett genannt wird. Etliche Bildschirme, Tas-

taturen, Mikrofone und diverse Knöpfe leuchteten durch das Wageninnere. Herr Späth meldete unser Kommen einer schick frisierten Dame auf dem Bildschirm der Zentrale. Papa steckte seinen Laptop über eine Buchse der Konsole zwischen unseren Sitzen an das Autosystem an und war anscheinend schon mitten bei der Arbeit.

„Ich lese nur einige Protokolle der letzten Meetings“, erklärte er.

„Papa!“, stöhnte ich nach einiger Zeit. „Wird das jetzt immer so mit dir sein? Ich dachte, du fängst erst nächste Woche mit deiner neuen Arbeit an. Jetzt tust du hier so, als würdest du von einer kurzen Dienstreise zurückkommen.“

„Entschuldige, Lara. Für Manager in der Geschäftsführung gibt es nun mal keine festen Arbeitszeiten.“ Ich warf einen Blick auf den Monitor seines Laptops. Drei übereinander liegende Diagramme und diverse Textnachrichten wurden angezeigt. Selbst die Anzeige für Videoanrufe blinkte und forderte ungeduldig die Aufmerksamkeit meines Vaters. Als Papa meinen Blick bemerkte, klappte er den Laptop zu und schloss die Trennscheibe zum Fahrerraum.

„Du wirst es sowieso erfahren“, sagte er mit gedämpfter Stimme. „Ich arbeite mit Unterbrechungen seit einigen Jahren für BRAXWORLD. Genau genommen habe ich kurz vor Sophies Unfall dort angefangen.“

„Das hast du nie erzählt.“

„Es war nie wichtig.“

Ich sah aus dem Fenster auf das vorbeiziehende Grün unter grauer Wolkendecke. Vater hatte recht. Es war bisher nie wichtig gewesen, wo und für wen er gearbeitet hatte. Nicht für mich. Aber bisher hatte er auch nicht versucht, mich mit dem Argument einer „neuen“ Stelle bei BRAXWORLD zu einem Umzug zu überreden. Ich verstaute das seltsame Gefühl des Zweifels in einer Ecke meines Gefühlsregals. Ich war müde und wollte endlich wieder mit Vater so vertraut umgehen, wie es die letzten sieben Jahre gewesen war.

„Alles in Ordnung?“, fragte Papa und nahm meine Hand.

„Ja, klar.“

„Ich muss dir noch etwas erzählen.“ Er rieb sich das Kinn, was bedeutete, dass er nachdachte. Das wiederum hieß, es wurde kompliziert. Ich wartete gespannt auf das Ergebnis seiner Gedanken.

„Tja also, das ist so. Bei uns, also in unserem Haushalt, werden wir zu dritt leben“, gestand er.

Er sah mich prüfend an, als könnte ich erraten, was er mir damit sagen wollte.

„Zu dritt? Eine Frau? Hast du etwa eine neue Frau?“, fragte ich entsetzt. Also langsam war es wirklich mal genug mit unerfreulichen Nachrichten.

„Nein!“, wehrte Papa sofort ab. „Deine Großtante, Dr. Edith von Schelling, wird bei uns einziehen, quasi als Haushälterin und –na ja, wie soll ich sagen ...“

„Tante Edith?“

„Ja. Erinnerst du dich an sie? Sie hat uns öfter besucht, als Mama noch lebte.“

„Natürlich, sie war damals schon eine eigenartige alte Dame“, antwortete ich impulsiv und erntete einen strengen Blick von Papa.

„So kann man das aber nicht sagen, Lara. Sie ist eine kompetente, anerkannte Wissenschaftlerin. Sie mag ihre Eigenarten haben. Aber so ist das bei den meisten Menschen, die ohne Partner und Kinder leben.“

„Ist sie nicht in den USA an einer Universität? Was macht sie denn jetzt hier? Wurde sie rausgeschmissen oder so?“, fragte ich.

„Nein, sie ist jetzt Rentnerin und arbeitet privat an ihren Forschungen über die Entstehung der Schrift. Als sie erfahren hat, dass wir nach Regensburg ziehen, hat sie angeboten, uns zu helfen.“

Nach und nach tauchten in mir Erinnerungen an die Großtante auf. Sie war eine Verwandte meiner Mutter. Als Kind kam sie mir vor wie Mary Poppins, wenn sie mit ihren zwei Koffern in unserm Flur stand und mich mit freundlichem Händeschütteln begrüßte. Sie faszinierte mich, weil sie so anders war. Sie erschien mir unnatürlich lang und hager, hatte immer ein klassisches Kostüm an, die Haare zu einem Knoten zusammengesteckt, ein Stofftaschentuch für alle Fälle in der Tasche und einen Regenschirm in der Hand. Ich freute mich jedes Mal über ihren Besuch. Meistens war das in einer Zeit, als Mama an einem neuen Roman arbeitete und tagelang nicht aus ihrem Schreibzimmer kam. Tante Edith kümmernte sich dann um mich. Sie achtete penibel auf anständiges Benehmen und steckte mich in Kleider, was ich so gar nicht mochte, bändigte meine Locken zu einer Frisur, und das alles auf eine freundliche, bestimmte Weise. Sie las mit mir viele Bücher, vor allem uralte Wälzer. Bei einer regelmäßigen Tasse heißen Kakao am Nachmittag erklärte sie mir ihre Sicht auf die Welt. Wenn

Tante Edith mich ins Bett brachte, konnte ich ihr all meine Ängste und Sorgen anvertrauen. Sie schien alles zu verstehen, was ein kleines Mädchen bewegte.

„Tante Edith“, murmelte ich vor mich hin. „Die habe ich nicht mehr gesehen seit ...“

„... der Beerdigung deiner Mutter“, ergänzte Papa.

„Richtig. Warum hat sie uns nie in Indien besucht?“

„Für Edith war der Verlust ihrer Nichte ebenso schmerzlich wie für uns, denke ich. Sie wird auch Zeit gebraucht haben, sich diesem Unglück und damit uns beiden wieder zu stellen.“

Die Limousine glitt an einer langen Schlange von LKWs vorbei über eine Brücke und hinein in ein bewaldetes Tal. Ich sah aus dem Fenster und hing meinen Erinnerungen nach.

„Edith freut sich sehr darauf, dich wiederzusehen“, meinte Papa. „Eigentlich ist sie der Grund, warum wir mitten in Regensburg am Fischmarkt wohnen werden und nicht in Braxcity. Sie erspart dir somit die Laborstadt.“

Ich sah ihn fragend an. Konnte er nicht alles erzählen, ohne dass ich ständig nachfragen musste?

Papa reagierte sofort und erzählte weiter: „Edith hat das zur Bedingung gemacht. Sie meinte, ihr beide würdet euch in einer normalen Wohnung in der Altstadt wohler fühlen. Außerdem hasst sie BRAXWORLD und vor allem Charles Braxton.“ „Echt? Wie soll das dann gehen, du und sie in einem Haushalt?“, fragte ich lachend.

„Tja, wir werden uns eben zivilisiert benehmen müssen“, antwortete Papa.

Ich ließ meinen Kopf gegen die Kopfstütze sacken und zählte die Punkte im Muster auf der Dachbespannung. Ich hatte genug Neuigkeiten gehört. Erschöpft nickte ich ein.

Ich öffnete erst wieder die Augen, als die Limousine in einer engen Straße über Kopfsteinpflaster fuhr und vor einem dreistöckigen Haus aus einem längst vergangenen Jahrhundert anhielt. Herr Späth öffnete die Autotür und half mir beim Aussteigen. Da sich meine Beine wie Pudding anfühlten, ließ ich es zu. Ich sah an der Fassade entlang nach oben. Anscheinend war nur die erste Etage renoviert worden. Hier waren moderne Fenster eingebaut, während die oberen aus alten Holzrahmen mit abblätternder Farbe und verschmierten Scheiben bestanden. Ich zeigte zum Haus. „Hinter welchen Fenstern wohnen wir?“, fragte ich.

„Natürlich im renovierten Teil des Hauses! Charles Braxton hat es extra für uns herrichten lassen“, antwortete Papa.

„Okay, dann bist du also wirklich ein ziemlich hohes Tier in dieser BRAXWORLD“, staunte ich. Dass ein Konzernchef für einen Angestellten mit Tochter und misstrauischer Großtante eine Wohnung renovieren ließ, fand ich ungewöhnlich. Papa legte seine Hand auf meinen Rücken und führte mich zur Haustür. „Ja, das bin ich“, flüsterte er mir ins Ohr.

Herr Späth gab eine Nummernfolge in eine Tastatur neben dem Klingelschild ein. Dann steckte er einen Schlüssel ins Schloss und öffnete die Tür. Ich bemerkte eine Überwachungskamera neben der Haustür.

„Sind wir überfallgefährdet oder sind das die normalen Sicherheitsvorkehrungen für hohe Tiere?“, fragte ich und deutete auf die Kamera.

„Letzteres, denke ich mal“, erwiderte Papa.

Bevor ich weitere Fragen stellen konnte, winkte Herr Späth uns in die Eingangshalle. Eine breite, geschwungene Holztreppe führte in die oberen Etagen. Als wir nach dem ersten Abschnitt um die Kurve bogen, erwartete uns Tante Edith. Ich erkannte sie sofort wieder. Als wäre sie keinen Tag älter geworden, stand sie in ihrem grauen Kostüm, Blümchenbluse und ihre langen Haare zu einem Knoten zusammengesteckt mit ausgebreiteten Armen am Treppenabsatz.

„Thomas! Lara! Endlich seid ihr da!“, rief Tante Edith. Ihre Stimme klang hell und beschwingt durch den Hausflur. Unwillkürlich musste ich lächeln. Tante Edith hatte für mich immer nach Optimismus und Zuversicht geklungen.

„Edith, ich freue mich, dich wiederzusehen!“, sagte Papa und die beiden küssten sich auf die Wangen. Dann drehte Papa sich um und deutete auf mich. „Und Lara habe ich auch dabei.“

Als Tante Edith auf mich zukam, wurde mir mulmig zumute. Ich hatte vergessen, dass sie genauso große, braune Augen hatte wie Mama. Bevor ich irgendetwas sagen konnte, legte sie behutsam die Arme um mich. Ein Hauch von Veilchenduft umgab sie und sie fühlte sich weicher an, als ich in Erinnerung hatte. So lang wie früher war sie auch nicht mehr.

„Lara, meine Liebe! Du siehst Sophie so ähnlich. Genauso hübsch –der gleiche Wuschelkopf, braunen Augen. Ach, ist das schön, dich zu sehen!“, seufzte sie und musterte mich aufmerksam von allen Seiten, bevor sie mich nochmals fest an sich drückte.



Ich atmete tief durch und erwiderte ihre Herzlichkeit. Ich war erschöpft von dem Abschied, der Reise und Papas tollen Neuigkeiten und jetzt war Tante Edith da, eindeutig Mitglied der Familie meiner Mutter, und schloss mich freundlich in ihre Arme. Das war fast zu viel! Ich schluckte, um aufsteigende Tränen davon abzuhalten, loszurollen. Tante Edith schien das zu merken. Sie lotste uns freundlich in die Wohnung und verabschiedete Herrn Späth mit knappen Worten –und schon schwang die Wohnungstür zu.

## 4.

Die folgenden Tage verbrachten Tante Edith, Vater und ich in einem ausgesprochenen Ausnahmezustand. Wir machten Urlaub! Wir nahmen uns frei von der komplizierten Situation, die uns zusammengebracht hatte. Bis zum Schulanfang waren es noch ein paar Tage hin, und ich wurde immer gespannter auf meine neue Schule, meine Lehrer und Mitschüler. Mein Vater ließ seinen Laptop ausgeschaltet in einer Schublade liegen. Das hatte ich noch nie erlebt. Wenn er dann aber doch einen kurzen Blick auf sein Smartphone warf, um seine Nachrichten zu checken, schimpfte Tante Edith wie eine Oberlehrerin.

„Thomas!“

„Edith, bitte, ich schau nur schnell nach, was in der Arbeit so läuft“, antwortete Vater.

„Du weißt, ich kann diese Dinger nicht leiden. Schon gar nicht in meiner Gegenwart.“

„Schon gut, ich schalte es wieder aus und lege es weg.“ Vater drückte demonstrativ auf den Knopf an der Seite des Smartphones und legte es weg.

„Danke“, sagte Tante Edith und widmete sich wieder ihrer Tätigkeit.

„Hast du Angst vor den Strahlungen der Smartphones, Tante?“, fragte ich.

„Nein, Lara“, antwortete Tante Edith und sah mich ernst an. „Aber ich will mich ungestört mit euch unterhalten und nicht mit Charles Braxton.“

„Wie meinst du das?“

„Deine Tante meint“, platzte Vater dazwischen, „Charles Braxton würde jedes elektronische Gerät überwachen, das mit seinem Betriebssystem Doors läuft. Edith, das ist lächerlich.“

„Ist es nicht, Thomas und das weißt du genau!“, erwiderte Tante Edith genervt. Papa hob die Hände in die Höhe und ergab sich, die Augen rollend, ihrem Wunsch. Ich lächelte über diesen Streit. Er erschien mir wie die typische Auseinandersetzung zwischen einem Technikfreak und einer alten Dame, die moderne Geräte

für Teufelswerk hielt. Mein Eindruck bestätigte sich, nachdem ich einmal einen Blick in Tante Ediths Zimmer werfen durfte. Sie verschloss es in der Regel sorgfältig und hatte mir eingeschärft, dass ich in ihrem Reich nichts zu suchen hätte. Das ist nur fair, dachte ich, solange sie es genauso mit meinem Zimmer hält. Als sie die Tür öffnete und mich hereinbat, stockte mir der Atem. Tante Ediths Leidenschaft war offensichtlich: Stöbern in alten Büchern, Studieren seltsamer Schriften und Rätseln über die Bedeutung von Symbolen. Der Raum war vollgestellt mit überquellenden Bücherregalen, einem riesigen, mit Papieren und Büchern beladenem Schreibtisch, einem Glasschrank, in dem vergilbte Papyrusrollen und Pergamente lagerten, und Tischchen, die als Ablage für verschiedene Schreibinstrumente, Mappen und Ordner dienten. In der Ecke standen ein schmales Bett und ein eintüriger Kleiderschrank. Das waren die einzigen Zeichen dafür, dass Tante Edith hier auch wohnte und nicht nur forschte. Während ich neugierig durch das Zimmer ging, zupfte sie an Papieren herum und rückte einen Stiftebecher hin und her. „Normalerweise verschwinde ich für Tage in diesem Durcheinander. Da ich allein lebte, hat das niemanden gestört. Aber ich werde mich bemühen, rechtzeitig rauszukommen, wenn du mich brauchst, Lara“, gestand sie verlegen.

„Und ich werde mich bemühen, dich nicht zu stören. Dein Zimmer ist ja der Wahnsinn. Zeigst du mir mal, was du hier alles rumstehen hast?“, fragte ich neugierig und strich mit den Fingern leicht über eine Pergamentrolle, die ich am liebsten sofort ausgerollt hätte, um zu sehen, was darauf zu entdecken war. „So wie früher, Tante Edith, da hast du mir oft aus alten Büchern vorgelesen, erinnerst du dich?“

„Natürlich, Lara. Dass du das noch weißt, freut mich.“ Sie lotste mich wieder auf den Flur, als könnten meine Blicke ihre undurchschaubare Ordnung durcheinanderbringen.

Beim Essen erzählte Tante Edith dann von ihren Forschungen an den verschiedenen Universitäten in der ganzen Welt. Ich versuchte, mir vorzustellen, wie diese Frau in ihrem Kostüm afrikanische Studenten in Timbuktu unterrichtete. Da passte sie schon eher in die Archive der großen Bibliotheken deutscher Klöster.

„Als ich an den Ausgrabungen in der Donauebene in Rumänien teilgenommen habe, konnte ich es nicht fassen“, erzählte sie. „Da haben wir Grabbeigaben gefunden, in die eindeutig Schriftzeichen geritzt waren. Die Gegenstände sind um einiges älter als die Keilschrifttafeln aus Mesopotamien! Eindeutig! Aber was sagen

die Kollegen der Fachwelt dazu?“ Tante Edith sah uns an, als forderte sie uns zum Duell heraus. „Gar nichts! Das sei keine Schrift, sagen diese bornierten Wissenschaftler!“, schimpfte sie. „Aber denen werde ich beweisen, dass ich recht habe!“

Papa und ich lachten zwar über ihre Aufregung und Wut. Doch sie meinte es bitterernst. Tantes Leidenschaft für ihr Fachgebiet hatte ich schon als Kind bewundert. Jetzt merkte ich, dass ich meiner Großtante in Bezug auf diese sprühende Energie ziemlich ähnlich war.

Das alte Haus, in dem wir wohnten, lag mitten in der Altstadt und in der Nähe der Donau. Von hier aus führte Tante Edith uns wie eine geübte Stadtführerin durch die Gassen und über die Plätze der Stadt. Sie wusste unendlich viele geschichtliche Daten zu den Gebäuden und erzählte von den berühmten Menschen, die hier einmal gelebt hatten. Über die Schreiber der Stadt redete sie besonders lang. Diese hatten vor dreihundertfünfzig Jahren eine wichtige Stellung inne, als Kaiser, Könige und die verschiedenen Reichsfürsten ihre Angelegenheiten im Reichstag zu Regensburg verhandelten. Die hohen Herren kamen nur selten persönlich. Lieber schickten sie Vertreter und ließen sich von Boten über die Entwicklungen informieren. Die Schreiber führten Protokoll über die Sitzungen, versandten wichtige Informationen und fertigten Verträge und Gesetzestexte an. „Eine äußerst mächtige Stellung“, sagte Tante Edith. „Wer weiß, wie oft die Schreiber in ihren Dokumenten gelogen haben, um die Geschehnisse zu beeinflussen.“

„Fake News im 17. Jahrhundert!“, lachte Papa.

Mir ging etwas anderes durch den Kopf. Mama hätte aus dem, was Tante Edith erzählte, einen dicken, spannenden Roman schreiben können. Zu jedem alten Haus und Turm, zu jeder Brücke wären ihr Geschichten eingefallen. Dieser Gedanke schmerzte und deshalb sprach ich ihn nicht aus. Ich wollte die unbeschwerte Stimmung, in der wir uns durch diese Tage bewegt hatten, nicht zerstören. Das übernahm wenig später ein Anruf von Vaters Assistent Herr Späth. Als Papas Handy klingelte, standen wir gerade in einem Laden. Papa und ich probierten Pullover und Jacken an, um unsere Indien-Sommerkleidung mit wärmeren Klamotten zu ergänzen. Papa nahm das Gespräch an und ging damit vor die Tür, um in Ruhe telefonieren zu können. Zu Tante Edith, die ihn missbilligend ansah, flüsterte er eine Entschuldigung. Ich nahm den Stapel Jeans, Shirts und Jacken und

verzog mich in die Umkleidekabine. Nach dem dritten Outfit, mit dem ich mich vor dem Spiegel gedreht hatte, stöhnte Tante Edith ungeduldig auf. „Ist doch egal, was du nimmst, Lara. Sieht doch alles irgendwie gleich aus.“ „Das ist gar nicht egal“, erwiderte ich empört. Obwohl ich mir sonst nicht so viel Gedanken um meine Kleidung machte, war ich nervös. Was trugen meine zukünftigen Mitschüler? Was war in und was war out? Ich wollte an meinem ersten Schultag auf keinen Fall durch Klamotten auffallen, die von gestern waren oder einfach keinen Stil hatten. Als ich mich endlich für zwei verschiedene Jeans und drei Shirts entschieden hatte, trug ich meine Ausbeute zu Tante Edith und Vater, die die Köpfe zusammensteckten.

„Was ist los?“, fragte ich.

„Morgen muss ich in die Firma“, antwortete Papa ernst.

„Wenn das so ist, wird es Zeit, einen Kaffee im Schloss trinken zu gehen“, stellte Tante Edith fest.

„Edith, muss das jetzt sein?“, stöhnte Vater gequält.

„Ich kann mit Lara allein gehen, wenn es dir zu schwer fällt“, antwortete Tante Edith.

„Nein, ich will dabei sein.“

„Was ist denn los?“, fragte ich, während ich Papa, dem Mann mit der Kreditkarte, die Klamotten in die Arme drückte. „Nichts weiter“, antwortete Tante Edith. „Wir müssen dir nur etwas über deine Mutter erzählen. Und über dich.“

Tante Ediths Worte wirkten wie ein kleines Loch in einem Luftballon. Spürbar und stetig wich die unbeschwerte Laune. Was würde Tante Edith mir über meine Mutter erzählen? Was musste sie so gewichtig ankündigen? So entschlossen und ernst, wie Tante Edith meinen Vater ansah, würde es nicht um „Nichts“ gehen, wie sie behauptet hatte. Vor sieben Jahren, mit dem Umzug nach Indien, hatte ich meine ganze Traurigkeit und Sehnsucht nach meiner Mutter innerlich in eine Kiste gepackt. Ich befürchtete, dass Tante Edith heute ihre Hand auf den Deckel dieser Kiste legen würde, um sie zu öffnen.

Während mein Vater Edith die Tür zum Café aufhielt, das in einem ehemaligen Lagergebäude des Schlosses untergebracht war, kam der Kellner lächelnd auf uns zu. „Schön, dass Sie uns wieder einmal beehren, Frau von Schelling“, sagte er.

Da wurde ich hellhörig. „Warst du schon öfter hier, Tante Edith? Hast du hier schon geforscht? Die haben sicher eine riesige Bibliothek, oder?“, fragte ich, als ich ihr zu einem Tisch folgte.

„Ich bin praktisch Stammgast hier“, antwortete Tante Edith und bestellte für uns. Als wir schweigend in unseren Cappuccini rührten, platzte mir dann irgendwann doch der Kragen. Mir ging diese ganze Geheimnistuerei mächtig auf den Senkel und dass ich alles nur häppchenweise zu hören bekam, hatte mich schon auf dem Flug mit meinem Vater fast in den Wahnsinn getrieben.

„Was wollt ihr mir erzählen? Ihr seht so düster aus, wie auf einer Beerdigung“, platzte es unüberlegt aus mir heraus.

„Edith und ich haben beschlossen, dir so viel von unserer Situation in dieser Stadt zu erzählen, wie möglich. Du sollst nicht in die Schule gehen, ohne zu wissen, was los ist“, sagte Papa.

„Du hast doch schon erklärt, dass du Nachforschungen zu Mamas Unfall anstellen willst.“

„Es ist alles komplizierter, als du denkst“, stammelte Papa und sah Tante Edith eindringlich an.

„Lara, hast du das Schild vorne am Tor gesehen?“, fragte Tante Edith und übernahm das Gespräch.

„Meinst du das Wappen von dieser Fürstenfamilie aus dem Schloss?“

„Nein, das andere meine ich. Gilde der Schreiber steht darauf. Die Gilde hat in diesem Schloss ihren Hauptsitz und ich arbeite seit vielen Jahren für sie. Deine Mutter war Mitglied der Gilde. Als sie damals in Regensburg war, hat sie an einem Treffen der Gilden-Mitglieder teilgenommen. Genau von hier ist sie losgefahren, als sie ihren Unfall hatte.“

Auf einmal erschien mir die prunkvolle Fassade des Schlosses nicht mehr so strahlend.

„Mama hat damals gesagt, sie fahre zu einem Schriftsteller-Treffen“, sagte ich leise. Ich hatte bisher nie konkret über Mamas Unfall geredet. Es fiel mir schwer, zu atmen. Es fühlte sich an, als würde ich zwischen zwei Felsbrocken unaufhaltsam zerquetscht werden.

„Die Gilde kann man mit einem Berufsverband für schreibende Berufe vergleichen“, erklärte Tante Edith, wobei sie in ihre Tasse starrte, als lese sie dort ab, was sie sagen sollte. „Sie ist aber mehr. Wir beschützen verfolgte Journalisten und Blogger auf der ganzen Welt und fördern besondere Schreibtalente.“ Sie ließ ihren Blick durch das Café schweifen. „Sophie, deine Mutter, war eines dieser Talente. Es ist eine spezielle Art des Schreibens. Wir nennen es wahrhaftiges Schreiben. Man kann es nicht erlernen. Diejenigen, die dieses Talent haben, müssen geschult werden, damit sie

die Gabe handhaben können. Denn die Texte von wahrhaftigen Schreibern sind so kraftvoll, dass sich deren Leser ihrem Inhalt nicht entziehen können. Die Texte haben quasi eine hypnotische Wirkung.“

Ich rührte mit regelmäßigen Bewegungen den Rest meines Kaffees in der Tasse zu einem Strudel, während mein Kopf versuchte, Tante Ediths Worte zu begreifen und Papas ernste Miene einzuordnen.

„Natürlich konnte Mama hypnotische Texte verfassen“, sagte ich. „Sie war aus gutem Grund eine erfolgreiche Schriftstellerin.“

Tante Edith beugte sich mit einem wissenden Lächeln über den Tisch zu mir herüber. „Es war mehr als das. Deine Mutter hätte hier und jetzt auf einen Zettel ein paar Worte schreiben können, die einen Gast am Nebentisch dazu auffordern, etwas für uns zu erledigen. Dann hätte sie diesen Zettel dem Gast gereicht. Der hätte ihn gelesen und wäre auf der Stelle losgegangen, um den aufgeschriebenen Wunsch zu erfüllen“, sagte Tante Edith mit dem Ausdruck eines schwärmerischen Fans. „Das ist wahrhaftiges Schreiben – und deine Mutter beherrschte es auf ganz besondere Weise.“

Ich sah meine Tante ungläubig an. Das konnte jetzt nicht aus dem Mund der Wissenschaftlerin Edith von Schelling mit ihrem rationalen, analytischen Verstand gekommen sein. Andererseits hatte sie auch diese irrationale Marotte in Bezug auf elektronische Geräte. Ich atmete bewusst ein und aus, um meine Miene zu kontrollieren. Ich wollte Tante Edith nicht beleidigen, indem ich lachte oder sie ungläubig anstarrte. Musste ich mir Sorgen um die alte Dame machen? Ich sah zu meinem Vater rüber, der ernst aus dem Fenster starrte, ohne auf Ediths Worte zu reagieren.

„Das ist sicher schwer für dich zu glauben, Lara“, stellte Edith sachlich fest.

„Ja, das klingt ziemlich absurd.“

Tante Edith schnaufte hörbar aus. „Thomas, willst du nicht auch etwas dazu sagen?“

„Nein. Ich denke, wir müssen Lara einfach nur etwas Zeit geben“, antwortete Papa und zog seinen Geldbeutel aus der Tasche, um zu zahlen.

„Moment“, protestierte Tante Edith. „Wir sind noch nicht fertig.“ Sie sah Vater eindringlich an, bis er sich wieder in seinen Stuhl zurücklehnte.

„Von mir aus, auch den Rest“, seufzte er.

Seltsamer kann es nicht werden, dachte ich und war erleichtert, weil das bisher Gesagte für mich nichts mit Mama zu tun hatte, sondern eher mit Tante Edith.

„Es ist so“, begann Tante Edith, „dass das Talent des wahrhaftigen Schreibens vererbt werden kann. Da deine Mutter diese Gabe in einem ausgeprägten Maß besaß, kann es sein, dass du ebenso veranlagt bist. Du bist in einem Alter, in dem sich dieses Talent zeigt, wenn es vorhanden ist.“ Ich wollte etwas sagen, doch Tante Edith fasste über den Tisch nach meiner Hand und schüttelte den Kopf. „Warte. Ich bin noch nicht fertig. In einigen Wochen führt die Gilde ein Testschreiben durch. Daran dürfen die Menschen teilnehmen, von denen angenommen wird, dass sie begabt sind. Dein Vater und ich wollen, dass du auch daran teilnimmst.“

„An einem Schreibwettbewerb? Ihr werdet enttäuscht sein“, antwortete ich kopfschüttelnd und konnte den ganzen Irrsinn überhaupt nicht fassen.

„Nein, nicht an einem Schreibwettbewerb“, korrigierte Tante Edith. „Du nimmst an dem Testschreiben der Gilde teil, damit du erfährst, ob du das Talent deiner Mutter geerbt hast. Wenn du wahrhaftig schreiben kannst, muss deine Gabe geschult werden.“

Ich sah zu Papa und konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, warum er meiner Tante dieses Gerede einfach so durchgehen ließ. „Willst du auch, dass ich da mitmache?“

Er beugte sich vor, den Blick auf die Tischplatte gerichtet, und nickte. „Ja. Vor allem deshalb bist du hier. Ich will nicht, dass du Sophies Eigenschaft geerbt hast. Im Gegenteil, ich hoffe, du versagst bei diesem Test.“

Das hörte sich so an, als sollte ich bei einem medizinischen Test mitmachen, um zu erfahren, ob ich schwerkrank war.

„Kein Problem, dann mache ich da mit. Wenn das der eigentliche Grund für meinen Umzug war, kann ich dann gleich nach dem Test zurück nach Indien?“, fragte ich hoffnungsvoll. Ich beschloss, diesem wirren Gerede Glauben zu schenken, solange das für mich bedeuten könnte, dass ich früher nach Indien zurückkam. Doch Vater schüttelte sofort den Kopf. „Das Argument mit der Vater-Tochter-Fernbeziehung gilt ja weiterhin.“

„Ok. War nur so ein Versuch. Ich will dich nicht im Stich lassen“, erklärte ich. Mit einem Mal hellte sich die Stimmung wieder auf, als hätten die beiden mir ein schweres Vergehen gebeichtet. Erst auf dem Weg nach Hause merkte ich, dass es eine entscheidende Frage gab, die ich dringend beantwortet haben wollte. Tante Edith



stieg vor mir die Haustreppe hoch, schloss die Wohnungstür auf und trat ein. Da drehte ich mich zu Papa um und fragte: „Warum erst jetzt? Warum hast du mir nicht früher davon erzählt?“

Er vergrub seine Hände in den Taschen und überlegte kurz. „Ich wollte, dass du solange wie möglich unbehelligt von dem Talent deiner Mutter und allem, was damit zusammenhängt, aufwachsen kannst. Ich wollte und musste dich schützen.“

Ich sah ihn erstaunt an. „Eigentlich habe ich nach der Sache mit dem Testschreiben gefragt. Dass du mich wegen dem hierher geschleppt hast. Das mit der komischen Schreibung ...“

„Ach so“, fiel mir Papa ins Wort. „Du glaubst, deine Tante hat wirres Zeug geredet?“

„Eindeutig, ja. Du glaubst doch nicht etwa, Mama war so etwas wie eine wahrhaftige Schreiberin?“

Papa nahm meine Hände in seine und sah mich ernst an. „Ich weiß vor allem eines, Lara. Ich habe Sophie sehr geliebt. So wie sie war.“ Ich wusste nicht, was ich darauf sagen sollte. In die Stille platzte Tante Ediths Frage, ob wir unser Gespräch nicht in der Wohnung weiterführen wollten.

## **Februar des siebten Jahres mit der Grünen Feder:**

Es war ein Reflex! Ich wartete auf Laras Anruf. Sie war bei ihrer Freundin Sahra und wollte anrufen, um zu sagen, wann ich sie abholen sollte. Ich war unbedacht und schnell. Erst auf dem Display lesen, wer anruft! Tausendmal habe ich mir das vorgebetet. Meine Hand war schneller als mein Gehirn. Ich nahm den Hörer ab und schon schimpfte mir Patros Katsaros ins Ohr. Wann ich endlich die Grüne Feder für die Journalisten in der Türkei einsetze. Viele wurden in den letzten Wochen grundlos verhaftet, weil sie darüber schrieben, was wirklich in dem Land passiert. Ob man sich vor mir in den Staub werfen müsse, bevor ich so gnädig sei, die Macht der Feder für die Freilassung der Journalisten einzusetzen. Er habe schon einige Briefe an den Vorstand mit der Bitte um Unterstützung geschickt. Deren Antwort: Die Federschreiberin ist nicht in der Lage, zu helfen! Katsaros ist ein mutiger, wahrhaftiger Schreiber. Er hat viel bewirkt in seinem Land. Er verachtet mich zutiefst, weil ich unfähig, schwach und feige erscheine. Ich sei eine Schande für die Gilde der Schreiber, schimpfte er. Natürlich muss er das von mir glauben. Etwas anderes darf ich ja nicht sagen. „Die Magie der Grünen Feder laugt mich aus“, lüge ich. „Sie macht mich krank. Ich bin ihr nicht gewachsen.“

Ich schäme mich, dass ich die Journalisten im Stich lassen muss.  
Das macht mich wirklich krank!

Ich zähle die Tage bis zum 31. Oktober. Dann wird die Arundo-veridis sich einen neuen Schreiber wählen und ich werde endlich frei sein. Dann rede ich offen darüber, was mich wirklich davon abhielt, den Journalisten zu helfen!

## 5.

Die Türglocke schellte dreimal und riss mich aus dem Tiefschlaf. Fünf Uhr morgens. Ich quälte mich aus dem Bett, öffnete die Zimmertür und prallte fast gegen Herrn Späth. Wie aus dem Ei gepellt stand er da und wischte eifrig auf einem Tablet hin und her, das er meinem Vater unter die Nase hielt. „Guten Morgen, Fräulein Ritter. Entschuldigen Sie, dass ich Ihren Schlaf störe“, säuselte er und streckte mir seine Hand entgegen. Ich tat so, als bemerkte ich sie nicht. Vater war ebenfalls fertig fürs Büro. In dem dunklen Anzug, dem weißem Hemd und mit ordentlich frisierten Haaren wirkte er seltsam verwandelt. Lag es an seiner Kleidung oder an Herrn Späth, dass er härter und kälter wirkte als noch vor wenigen Stunden? Papa nestelte an seiner Krawatte, die nicht sitzen wollte. Ich half ihm und fragte dabei, ob etwas passiert sei. „Nein, nein“, antwortete Papa. „Es ist nur, weil die Verhandlungen mit einer Firma am anderen Ende der Welt festgefahren sind. Eine Einigung wäre für unsere Arbeit bei BRAXWORLD äußerst vorteilhaft.“

„Wie redest du denn?“, fragte ich grinsend und zog den Krawattenknoten nach oben. Papa gab mir einen Wangenkuss und flüsterte dabei: „Das ist der offizielle Herr-Späth-ist-in-der-Nähe-Ton.“ Das gefiel mir. Ich wollte Herrn Späth auch ein bisschen Theater vorführen und fragte, als würde ich mich voll auskennen: „Um was für eine Firma handelt es sich denn?“

„Herr Doktor Ritter, ich glaube“, kam Herr Späth einer Antwort von Papa zuvor, „es wird Zeit, aufzubrechen. In dreißig Minuten haben Sie den Telefontermin.“ Wollte er Papa daran hindern, zu antworten, oder drängte wirklich die Zeit? Papa sah seinen Assistenten ernst an, zog die Ärmel seines Sakkos zurecht und fragte scharf: „Herr Späth, ich gehe davon aus, dass sie die Kamera des Tablets ausgeschaltet haben.“ Er nahm dem verdutzten Herrn Späth das Gerät aus der Hand und wischte auf dem Screen hin und her. Verlegen schüttelte der Assistent den Kopf. „Das darf nicht passieren!“, schimpfte Papa. „Sie wissen, dass sie außerhalb von Braxcity die Instrumente zum Datenempfang ausschalten müssen. Sie verstoßen sonst gegen das Gesetz.“

„Ich war in Gedanken, es tut mir leid“, sagte Herr Späth mechanisch. „Ich werde die Aufnahmen aus ihrer Wohnung später aus dem System löschen.“

Ich glaubte ihm kein Wort.

Plötzlich öffnete sich die Tür von Tante Ediths Zimmer. Einen kurzen Moment lang stand sie mit offenen Haaren, in einem fliegenderfarbenen Morgenrock und Wollsocken in der Tür. Sie presste ein dickes, in dunkles Leder gebundenes Buch an ihre Brust. Als sie Herrn Späth erkannte, fluchte sie und verschwand wieder in ihrem Zimmer.

„Edith“, rief Papa der Tante hinterher. „Willst du Herrn Späth nicht begrüßen?“

„Nein, danke!“, antwortete sie durch die geschlossene Tür. Mit einem Schulterzucken entschuldigte sich Papa bei seinem Assistenten.

„Keine Ursache, Doktor Ritter. Um diese Zeit sollte man Damen nicht stören“, sagte Herr Späth.

Schleimer!

Papa drückte mir eine schwarze Tasche in die Hand. „Martin hat dir die Geräte mitgebracht. Laptop und Smartphone –alles von BRAXWORLD und mit den Systemen von Braxcity synchronisiert. Du kannst dich schon mit ihnen vertraut machen“, erklärte er. „Die werden in der Schule deine ständigen Begleiter sein.“

Dann schnappte er sich seinen Mantel und winkte Herrn Späth aus der Wohnung.

Tante Edith sah vorsichtig durch den Türschlitz ihres Zimmers. „Sind sie weg?“, fragte sie. Als ich grünes Licht gab, kam sie raus und schimpfte vor sich hin. „An alles habe ich gedacht! Die Kameras, die Laptops und Handys und all den Kram –aber dass der Schnösel plötzlich so früh in der Wohnung steht, damit habe ich nicht gerechnet.“

Sie stapfte in die Küche und stellte den Wasserkocher an. „Meinst du, er hat das Buch gesehen?“, fragte sie besorgt.

„Keine Ahnung, warum?“

„Es gibt Dinge, die sollte man hier nicht liegen lassen oder groß herumposaunen“, antwortete sie und stellte Tassen auf den Tisch. Dann deutete sie auf die schwarze Tasche in meiner Hand.

„Gib mal her!“, forderte sie und nahm mir die Tasche ab. „Dieses Zeug legt man am besten in den Kühlschrank.“

„Tante, das sind Computer und Smartphone!“, rief ich entgeistert. Offenbar hatte meine Großtante keine Peilung von diesen Dingen.

„Ja, ja, eben!“, erwiderte sie, packte die Geräte aus und legte sie in das Gemüsefach des Kühlschranks. „Das ist die einfachste Möglichkeit, sie kaltzustellen!“, lachte sie.

Ich fing an, mir ernsthafte Sorgen um ihren geistigen Zustand zu machen. „Ich verstehe kein Wort, Tante Edith“, stellte ich fest.

„Thomas hat dir doch sicher erzählt, mit welchem Rohstoff Braxton sein Imperium am Laufen hält.“ Tante Edith sah mich prüfend an, bis ich artig antwortete: „Die Daten, die die Mitarbeiter aus Braxcity liefern?“

„Richtig. Diese Dinger“, sie deutete auf den Kühlschrank, „senden ununterbrochen Daten an das System Braxcity. Aber der Kühlschrank ist so gut gedämmt, dass die Geräte abgeschirmt sind. Ende der Sendung!“

„Tante, ich glaube, du übertreibst“, murmelte ich.

„Das macht nichts. Geh lieber zurück ins Bett und schlaf noch eine Runde. Ich muss mir überlegen, was ich mache, falls Braxtons Schoßhündchen noch einmal bei uns auftaucht“, sagte sie und goss das heiße Wasser in die Teekanne.

Ich schlief tatsächlich noch einmal ein und träumte das erste Mal seit Jahren von meiner Mutter. Wir gingen gemeinsam zwischen historischen Gebäuden auf einen großen Platz zu. Mama blieb immer einige Schritte vor mir. Ich beobachtete die schlanke Linie ihres Kleides, ihren federnden Schritt, bei dem ihr braunes lockiges Haar auf ihrem Rücken wippte. Ab und zu sah sie sich nach mir um, lächelte und winkte mir zu. Aber immer, wenn ich versuchte, sie einzuholen, um Hand in Hand neben ihr zu gehen, schien sie schneller zu werden. Ich erreichte sie nie.

Als Tante Edith mit einer Tüte frischer Brötchen unter dem einen Arm und einem Packen Tageszeitungen unter dem anderen meine Zimmertür aufstieß, war ich erleichtert, dass der Traum unterbrochen wurde.

Als ich kurze Zeit später in die Küche trat, war der Frühstückstisch gedeckt und Tante saß mit einer Lesebrille auf der Nasenspitze auf der Bank und blätterte in einer der vielen Zeitungen. Die englische Times, der französische Figaro, die russische Prawda und die amerikanische Washington Post lagen neben ihr.

„Liest du jeden Morgen so viele Zeitungen?“, fragte ich.

„Ach was, soviel Zeit habe ich nun auch wieder nicht. Thomas hat heute früh etwas von einem Geschäft gesagt, das für BRAX-WORLD sehr wichtig ist. Ich suche nach Hinweisen, was die-

ser Schakal Charles Braxton vorhat“, erklärte sie und biss in ein Marmeladenbrötchen. „Irgendwo bei den Wirtschaftsnachrichten muss doch etwas darüber stehen“, murmelte sie, während sie die Überschriften las. Mit jeder Zeitung, die sie zur Seite legte, wurde sie unzufriedener.

„Nichts! Anscheinend hält Braxton seinen neuesten Schachzug geheim. Das macht mich ganz unruhig“, sagte sie, nachdem sie alle Zeitungen durchgesehen hatte.

„Warum? Was befürchtest du denn?“

„Es ist wegen der Gilde der Schreiber. Du musst wissen, dass Charles Braxton selber einmal ein engagiertes Mitglied der Gilde war. Er ist kein wahrhaftiger Schreiber. Aber als Fachmann für Kommunikation, ähnlich wie ich als Schriftforscherin, setzte er sich für die Ziele der Gilde ein. Er kämpfte, wie wir alle, für das Recht auf Meinungs- und Pressefreiheit, setzte sich für verfolgte Journalisten und Literaten ein und initiierte Schulen überall auf der Welt. Als er vor circa zwanzig Jahren BRAXWORLD gründete und anfang, mit den elektronischen Möglichkeiten zu experimentieren, wie es viele in der Zeit gemacht haben, hat er sich mit der Gilde überworfen. Er wollte die Arbeit der Gilde mit Computer und Internet verändern. Datenbanken anlegen, interne Diskussionen veröffentlichen, Texte unserer Schreiber über das Internet verbreiten. Die Gilde wäre nicht mehr geheim gewesen. Das aber schützte ihre Arbeit und ihre Mitglieder vor Übergriffen machthungriger Menschen durch die Jahrhunderte. Braxton wollte die Gilden-Mitglieder verführen, Einfluss und Macht auf die Gesellschaft auszuüben. Der damalige Vorstand der Gilde war klug genug, sich nicht darauf einzulassen. Es kam zu einem furchterlichen Streit mit dem Ergebnis, dass Charles Braxton aus der Gilde ausgeschlossen wurde.“

„Hat der deshalb seine Europazentrale in dieses Provinznest gebaut?“, fragte ich.

„Ja, direkt vor die Nase der Gilde. Damit wir sehen, wie groß und mächtig er wird und was wir alles verpassen, weil wir ihn rausgeschmissen haben“, seufzte Tante Edith und nippte an ihrem Tee.

„Dann durchforsten wir eben das Internet nach Infos zu diesen Verhandlungen“, schlug ich vor und öffnete den Kühlschrank. „Es gibt doch viele politische Blogs und freie Online-News.“

„Nein, auf gar keinen Fall!“

„Tante, die Dinger sind nicht giftig!“, lachte ich.

„Erstens will ich mich nicht, wie ich schon öfter betonte, in Gegenwart von diesen Geräten über wichtige Dinge unterhalten“, sagte Tante Edith entschieden. „Und zweitens wirst du mit den BRAXWORLD-Geräten, die dir Herr Späth gebracht hat, sicher keinen ungehinderten Zugang zum World Wide Web bekommen. BRAXWORLD hat eine eigene Nachrichtenplattform und was da nicht drinsteht, sollst du nicht erfahren. Deshalb besorge ich mir diese unabhängigen Tageszeitungen. Unabhängig von BRAXWORLD, meine ich damit.“

Irritiert betrachtete ich den Stapel Zeitungen. „Was würdest du denn machen, wenn du wüsstest, was Braxton vorhat?“, fragte ich.

„Ach, ich allein würde nicht viel ausrichten können. Aber ich kann mir vorstellen, dass die Gilde Mittel und Wege fände, ihm das eine oder andere Steinchen in den Weg zu legen“, antwortete Tante Edith mit einem schelmischen Grinsen. „Aber sag deinem Vater nichts davon!“

„Mach ich nicht“, antwortete ich schnell. Denn mit Tante Ediths finsternen Verschwörungstheorien wollte ich lieber nichts zu tun haben. Ich schnappte mir die regionale Tageszeitung aus Tante Ediths Stapel, biss in mein Brötchen und blätterte zu den Nachrichten aus Regensburg. Ich suchte Veranstaltungstipps, die mich interessieren könnten. Obwohl ich bezweifelte, dass ich allein zu einem Konzert oder in einen Club gehen würde. Aber ein bisschen Orientierung konnte nicht schaden.

Wenig später schleppte Tante Edith schwer schnaufend Kisten aus ihrem Zimmer in den Flur.

„Ziehst du wieder aus?“, fragte ich bestürzt.

„Nein, nein“, ächzte Edith und stellte eine Bücherkiste ab. „Das Zeug muss aus der Wohnung geschafft werden. Wenn der Schnüffler Späth hier wieder auftaucht, will ich sie lieber nicht hier haben.“

Inzwischen hatte ich mich an die Paranoia meiner Tante gewöhnt. Die Aktion hielt ich für absolut übertrieben, sagte aber nichts, weil Frau Doktor sowieso nicht auf mich hören würde. Die Kisten erinnerten mich an unsere Umzugskisten. Wann die wohl eintreffen würden? Ich sehnte mich nach meinen persönlichen Sachen. Doch der Inhalt von Ediths Kisten lenkte mich schnell ab.

Ich stöberte darin und fand alte ledergebundene Bücher, Pergamentrollen und überquellende Papiermappen.

„Sind das Schriftsachen, an denen du gerade etwas untersuchst?“, fragte ich.

Tante Edith packte in ihrem Zimmer eine weitere Kiste. „Ja, das eine oder andere“, antwortete sie gedankenverloren. Ihr Blick tastete die drei mit Schreibblöcken und Notizbüchern überladenen Tische ab. Zwei Regalfächer waren nun leereräumt. „Ich glaube, ich habe alles“, stellte sie zufrieden fest.

Meine Hand strich über den Rücken des Buches, das Tante Edith vorhin vor Herrn Späth verstecken wollte. Ich erkannte es an den grünen Schriftzeichen. Vorsichtig zog ich es aus der Kiste. Der braune Ledereinband fühlte sich weich und warm an. Manche Stellen glänzten von den unzähligen Händen, die das Buch in den vielen Jahren seiner Existenz gehalten hatten. Auf dem Einband war mit verschlungenen Schriftzeichen in dunkelgrüner Farbe „Historia Scriptorum“ eingraviert. Ich fuhr mit den Fingern leicht über die Gravur einer geschwungenen, grünen Schreibfeder, die wie ein Ornament an den Buchstaben lehnte. In dem Augenblick sah ich nur dieses tiefe Grün der Feder, den Glanz reflektierenden Lichtes darauf und ich hätte schwören können, dass sie sich sanft bewegte.

„Finger weg, Lara!“, befahl Tante Edith und riss mir das Buch aus den Händen. „Wie kommt das denn in diese Kiste! Ich bin schon ganz konfus wegen diesem Schnüffler Späth!“

Ich schnaubte verärgert. Denn mein Blick war noch ganz auf die Feder fixiert. „Diese Feder ist wunderschön, so plastisch und lebendig, als könnte man sie einfach in die Hand nehmen.“ Tante Edith betrachtete die Gravur auf dem Buchdeckel und schüttelte den Kopf. „Was meinst du, Lara? Das ist einfach nur ein grüner Gänsekiel“, sagte sie schroff.

Warum war sie so aufgebracht und abweisend? Als ich noch einmal danach griff – ich konnte einfach nicht anders – drehte sich Tante Edith demonstrativ weg, ging in ihr Zimmer zu einer Kommode und schob sie zur Seite. Dahinter tauchte ein Wandsafe auf. Tante Edith tippte den Zahlencode ein. Sie versuchte nicht einmal, das Tastenfeld zu verdecken. Ich erkannte die Ziffernfolge. Es war mein Geburtsdatum. Dann erst fiel Tante Edith ein, den Schlüssel aus einer Schublade der Kommode zu holen.

„Wie konnte ich nur so leichtfertig sein und das Buch hierher bringen“, schimpfte sie vor sich hin, als sie den Schlüssel in das Schloss steckte. Die Tür sprang auf und Tante Edith legte das Buch hinein.



„Historia Scriptorum –heißt das: Die Geschichte der Schrift?“ fragte ich, während ich zusah, wie sie den Safe schloss und die Kommode wieder davor schob.

„So ähnlich. Du hast gut aufgepasst in Latein, was? Es heißt: Geschichte der Schreiber“, antwortete Edith. „Eine Chronik der Schreiber der Gilde. Sag niemandem, dass du es hier gesehen hast. Hast du gehört? Kein Wort!“ Fordernd sah sie mich an, bis ich es versprach. „Geht klar, wenn dir das so wichtig ist. Aber warum? Das ist doch auch nur ein altes Buch, genau wie die anderen hier.“

„Du mit deinen Fragen“, schnaubte sie und überprüfte den Inhalt der Kisten, bevor sie die Deckel schloss.

„Sehr schön“, sagte sie endlich. „Lara, geh doch bitte zu den Nachbarn und frage nach, ob Juri Zeit hat, mir zu helfen.“

„Wir haben Nachbarn! Habe ich voll vergessen. Wer wohnt denn noch alles hier? Wie sind die so?“

„Braxton hat das Haus komplett gemietet. Extra für uns hat er zwei Wohnungen sanieren lassen. In den zwei Stockwerken über uns sind nur leerstehende Wohnungen und in den Keller möchte ich lieber nicht gehen. Wer weiß, wen Charles da alles vergraben hat.“

„Tante!“, protestierte ich. „Das ist nicht lustig! Ich hasse Gruselgeschichten!“

„Tja, dann bist du in dem Haus gut aufgehoben! Es spukt jede Nacht, hast du das noch nicht bemerkt?“, lachte Tante Edith. „Also los, geh jetzt rüber und frag nach Juri.“

Zu den Dingen, die ich zu hundert Prozent nicht mochte, gehörte, bei fremden Menschen an der Wohnungstür zu klingeln. Aber gut, ich wollte Tante Edith nicht noch mehr reizen.

„Stankiewicz“ stand auf dem Klingelschild der Wohnung gegenüber. Mir war die Wohnungstür mit dem Namen vorher gar nicht aufgefallen. Als sich die Tür auf mein Klingeln hin öffnete, stand ein untersetzter Mann mit Halbglatze vor mir. Die Träger seiner Arbeitshose hingen runter und sein Shirt hatte Ölflecken. Er sah mich mit eisblauen Augen aus einem rundlichen Gesicht freundlich an und erkundigte sich, was ich wollte.

„Ich bin Lara Ritter und wohne seit ein paar Tagen nebenan“, stellte ich mich vor. „Meine Tante möchte etwas wegräumen und fragt, ob ein Juri Zeit hat, ihr zu helfen.“

„Frau von Schelling braucht Hilfe? Aber ja, natürlich!“, antwortete der Mann sofort und rief etwas in einer fremden Sprache in die Wohnung hinein.

Ein Junge trat aus einem Zimmer in den Flur. Er war etwas älter als ich, groß und schlank. Die wirren dunkelblonden Haare umrahmten seine kantigen Gesichtszüge. Er war komplett schwarz gekleidet, was ihn hart und kalt erscheinen ließ. Schon auf den ersten Blick wirkte er arrogant. Am liebsten hätte ich behauptet, ich hätte mich geirrt und Tante Edith bräuchte gar keine Hilfe. Dann hätte sich dieser Juri sofort in Luft auflösen können.

„Entschuldigung, ich habe mich nicht vorgestellt“, sagte der untersetzte Mann mit rollendem Akzent. „Mein Name ist Pjotr Stankiewicz und das ist mein Sohn Juri.“ Er wischte seine Hand an der Hose ab und hielt sie mir entgegen.

„Hallo“, murmelte ich, während ich sie schüttelte.

Als Juri vor mir stand, musste ich leider feststellen, dass dieser Typ die Herzen aller meiner Freundinnen in Indien zum Schmelzen gebracht hätte. Nicht weil er so charmant wirkte, sondern wegen seiner blauen Augen. Die hatten irgendwie etwas freundliches und passten gar nicht zu seiner großspuriger Ausstrahlung. Juri unterhielt sich mit seinem Vater auf Russisch, wie ich jetzt vermutete. Als Herr Stankiewicz ihm auf Deutsch erklärte, wer ich sei, veränderte sich Juris Miene schlagartig. Aus gelangweilter Gleichgültigkeit wurde feindselige Kälte. Wie konnte es sein, dass ich einem Menschen, mit dem ich noch kein Wort gewechselt hatte, am liebsten einen Tritt gegen das Schienbein verpasst hätte? Bisher hatte ich nie ein Problem mit arroganten Schnöseln wie ihm gehabt. Ich ignorierte sie. Aber dieser Typ brachte es fertig, dass ich innerlich meine Krallen schärfte, um sie jederzeit wirkungsvoll gegen ihn einsetzen zu können.

Ich musste ziemlich dämlich ausgesehen haben, als Juri grußlos an mir vorbei über den Flur in unsere Wohnung marschierte. Mir blieb nichts anderes übrig, als ihm zu folgen, mit der Absicht, wortlos in mein Zimmer zu verschwinden. Aber leider hielt mich Tante Edith auf. Sie erklärte Juri die Situation mit Herrn Späth von heute Morgen und dass die Bücher in den Kisten besser oben aufgehoben seien. Was ging ihn das überhaupt an?, ärgerte ich mich.

„Habt ihr euch schon bekannt gemacht?“, fragte Tante Edith. „Das ist Lara Ritter“, stellte sie mich vor.

„Ja, alles klar“, nuschelte Juri. Er hob nicht einmal seinen Blick von einer der Bücherkisten. Tante Edith ließ sich von Juris Unfreundlichkeit nicht beeindrucken. Sie redete einfach weiter.

„Lara, darf ich dir Juri Stankiewicz vorstellen?“ Jetzt hätte meine Tante merken müssen, dass ihr Versuch, einen Kontakt her-

zustellen, ins Leere lief. Doch sie plapperte ohne Luft zu holen weiter: „Juri hat mir geholfen, eure Umzugskisten aus Indien zu sichten und auszusortieren.“

„Ihr habt was?“, keuchte ich verdutzt. Mir blieb ein Protestschrei im Hals stecken. Waren unsere Kisten etwa schon da? Und hatte dieser Juri etwa meine privaten Sachen durchstöbert? Tante Edith sah mich bestürzt an.

„Ach du meine Güte!“, stöhnte sie und schlug sich mit der Hand gegen die Stirn. „Entschuldige Lara. Ich habe die Kisten glatt vergessen. Sie sind einige Tage vor euch hier angekommen.“

„Und warum habt ihr sie aussortiert?“, fragte ich mit trockenem Mund. Juri schloss einen Karton und sah dabei zu mir rüber. Er zog die Augenbrauen zusammen und schüttelte den Kopf. „Spielt sie die Ahnungslose oder weiß sie wirklich nichts?“, fragte er meine Tante. Es klang so, als erkundige er sich, ob ich so dumm sei oder nur so tue. Seine Frage schien ernst gemeint, denn er sah Tante Edith erwartungsvoll an. Ihr Blick wanderte zwischen mir und ihm hin und her. Endlich schien sie zu merken, dass an meinem Pulverfass die Lunte brannte und es jederzeit explodieren würde.

„Ach ja, richtig. Habe ich noch gar nicht erzählt“, begann sie mir schnell zu erklären. „Jeder neue Mitarbeiter von Braxcity muss alle seine persönlichen Sachen in einem Lager unterbringen. Er soll sich unbelastet von seinem bisherigen Leben auf das Projekt Braxcity einlassen. Als eure Umzugskisten hier eintrafen, hatte ich nur eine Stunde Zeit, bevor die Männer von Braxcity kommen wollten, um sie abzuholen und ins Lager zu bringen. Ich dachte, du willst sicher das eine oder andere in deiner Nähe behalten. Deshalb hat mir Juri geholfen, eure Sachen zu sichten und das herauszufischen, von dem ich annahm, du würdest daran hängen. Das war gar nicht einfach, ich kannte dich ja kaum. Was wir aus den Kisten geholt haben, liegt jetzt oben in der Dachwohnung. Nicht wahr, Juri?“

Juri nickte und packte mit beiden Händen die größte Kiste.

„Ich glaube, du redest zu viel, Edith“, sagte er, wobei sein Blick durch den Raum schweifte.

„Keine Sorge! Laras Geräte sind im Kühlschrank. Ansonsten wird hier nicht spioniert. Großes Ehrenwort von Charles Braxton! Anders also als in eurer alten Wohnung in Braxcity.“

Juri sah Tante Edith ungläubig an. Meinte dieser Schönling etwa auch, dass hier in den Privatwohnungen spioniert wird? Der hatte eindeutig zu viele Gespräche mit Tante Edith geführt!

„Okay, dann schnapp dir mal eine Kiste und folge mir still und unauffällig“, forderte Juri mich auf. „Und dann führe ich dich zu deinen Mädchentagebüchern“, spottete er und ging in den Hausflur.

Mir wurde heiß im Gesicht, glühender Zorn breitete sich in mir aus.

„Eigentlich ist er ein ganz netter Junge“, sagte Tante Edith und sah Juri verständnislos hinterher. „Naja, ich glaube, es ist wegen Thomas. Er mag deinen Vater nicht.“

„Ach ja? Und das gibt ihm das Recht, so mit mir zu reden, oder was?“, fauchte ich.

Tante Edith zuckte mit den Schultern und schob mich in Richtung Wohnungstür. Der einzige Grund, warum ich Juri mit einer von Tantes Kisten folgte, war die Hoffnung, dort oben meine Sachen zu finden. Vielleicht war die große Decke, die ich mir von einem Schneider auf dem Markt in Neu-Delhi hatte nähen lassen, dabei.

Im nächsten Stockwerk musste ich die schwere Kiste kurz absetzen. Juri wartete bereits eine Treppe weiter. Das Haus war hier oben nicht wiederzuerkennen. Nach der Renovierung unserer Etage war offensichtlich kein Pinselstrich mehr gemacht worden. Der staubige Boden, die verschmierten Fenster, die Wände, von denen der Putz bröckelte, alles wirkte heruntergekommen und verlassen.

„Hier wohnt wirklich niemand mehr, oder?“, fragte ich, ohne zu überlegen. Denn mit diesem Juri wollte ich eigentlich kein Wort reden.

„Gut beobachtet“, kam prompt die spitze Antwort von oben. Mir platzte der Kragen. „Es tut mir ja leid, wenn ich den Herrn mit meiner Anwesenheit nerve, oder der Herr meinen Vater nicht ausstehen kann!“, fauchte ich. „Kann der Herr trotzdem versuchen, einfach normal mit mir zu reden? Noch habe ich dir ja schließlich nichts getan!“

„Mal sehen“, kam es von oben.

Als Juri im nächsten Stockwerk angekommen war, lehnte er sich lässig ans Geländer und ließ seine Worte auf mich niedertröpfeln. „Normalerweise ziehen ja solche Neulinge wie ihr in eine Villa in Braxcity. Aber es gibt anscheinend immer Leute mit besonderen Beziehungen. Für die gelten dann die Regeln nicht. Extra für den neuen Manager Thomas Ritter und seine Tochter wurde die untere Etage hergerichtet. Eine Wohnung für euch und eine, natürlich einfachere, Wohnung für uns“, sagte er.

Ich stieg ohne dies zu kommentieren weiter. So eine Information musste man auch erst mal verdauen. Tantes Bücherkiste hing schwer in meinen Armen. Schnaufend quälte ich mich Stufe für Stufe nach oben. Dass wir in dieses Haus einquartiert worden sind, verstehe ich, überlegte ich, aber warum auch die Stankiewiczz? Hatte mein Vater etwas damit zu tun? Warum hatte er dann noch nichts davon erzählt? Andererseits, wann hatte Papa schon alle Fakten, die mit unserem Umzug nach Regensburg zu tun hatten, offen auf den Tisch gelegt? Vor einer schiefen, zerkratzen Wohnungstür hatte Juri seine Kiste abgesetzt und suchte in den Hosentaschen nach dem Schlüssel.

„Das Dumme ist nur“, fuhr Juri fort, als hätte er meine Gedanken gehört, „dass ich gern in Braxcity geblieben wäre, wo wir gewohnt haben. Aber, warum auch immer, hat jemand beschlossen, dass mein Vater hier den Hausmeister und ich für dich das Kindermädchen spielen soll –und das passt mir gar nicht!“, giftete er und winkte mich durch die Tür. In dem Moment hätte der Typ sagen können, was er wollte. Es wäre mir egal gewesen. Denn, kaum schwang die Wohnungstür nach innen auf, entdeckte ich zwei Umzugskisten aus Indien. Ungeduldig drängte ich mich an Juri vorbei. Ich öffnete eine Kiste und merkte, wie sehr mir meine Sachen gefehlt hatten. Als erstes holte ich den Bilderrahmen mit Mamas Foto heraus. Dann eines ihrer Bücher, klappte den Buchdeckel auf und las die Widmung, die sie für mich in unserer Geheimschrift geschrieben hatte. Mama hatte diese Schrift entworfen und mir beigebracht, sobald ich schreiben konnte. „Nur du und ich können diese Schrift lesen. Sie ist unser Geheimnis“, hatte sie mir ins Ohr geflüstert. Auf dem Kistenboden entdeckte ich mein Holzkästchen, das ich schon in Indien lange nicht mehr in die Hand genommen hatte. Jetzt freute ich mich, es zu sehen. Ich öffnete es und nahm den handtellergroßen, flachen Kiesel heraus. Der Stein fühlte sich kühl auf meiner Hand an, dennoch hatte ich das Gefühl, als würde mich ein warmer Schauer durchlaufen. Ich strich über die Zeichen, die in die Oberfläche eingeritzt waren. Er war das letzte Geschenk von Mama. Als sie vor sieben Jahren nach Regensburg aufbrach, hatte sie ihn mir in die Hand gelegt und gesagt: „Das ist ein Seelenstein. Pass gut auf ihn auf! Die Zeichen wurden vor mehreren tausend Jahren in den Stein geritzt. Keiner weiß, was sie bedeuten. Sie sind ein großes Rätsel.“ Ich war neun Jahre alt und liebte Mamas Geschichten. „Wenn ich zurück bin, erzähle ich dir alles über diesen Stein“, hatte Mama

versprochen. Solange sie weg war, hatte ich den Stein Tag und Nacht bei mir. Ich wartete ungeduldig auf den Moment, in dem sie mir seine Geschichte erzählen würde. Bis dann Papa vor mir stand, mich fest in seine Arme schloss und sagte, dass Mama niemals wiederkommen würde. Der Stein fiel dabei auf den Boden. Irgendjemand steckte ihn in dieses Kästchen, das Kästchen in die Umzugskiste nach Indien, wo er die Jahre über in einer Schublade lag, nur um erneut in eine Umzugskiste gepackt zu werden und hier in Regensburg wieder in meiner Hand zu landen. Ich starrte auf den Kiesel und hatte das Gefühl, als hätte ich gerade eben von Mamas Tod erfahren.

„Es tut mir leid wegen deiner Mutter“, unterbrach Juri meine Erinnerung. Ich hatte ihn völlig vergessen und drehte mich erschrocken zu ihm um. Er hatte inzwischen die letzte Kiste von Tante Edith nach oben geschleppt.

„Danke. Woher weißt du davon?“

Er lehnte sich gegen die Wand und verschränkte die Arme vor der Brust. „Erstens kennt jeder die berühmte Schriftstellerin Sophie Ritter, zweitens hast du eine Tante, die gern erzählt, und drittens steht es längst auf deiner Profilseite der Braxcity-Freundeseite, Braxnet. Du darfst davon ausgehen, dass es inzwischen jeder weiß.“

„Na toll!“, seufzte ich. „Was für eine Profilseite? Ich bin noch nicht einmal Mitglied in diesem Braxcity-Verein. Wer bitte verbreitet Infos über mich, ohne zu fragen?“

„Diese Frage ist jetzt nicht ernst gemeint, oder?“, erwiderte Juri und verdrehte die Augen.

„Doch ist sie!“, donnerte ich zurück, ließ den Seelenstein in meine Hosentasche gleiten, raffte Mamas Foto, die Bücher und die Decke zusammen und stand auf, um wieder runter zu gehen.

„Lass die Sachen lieber hier“, sagte Juri.

Mein Blick musste ziemlich entgeistert gewesen sein. Juri schnaufte genervt durch. „Also, ich versteh das nicht. Du scheinst ja von nichts eine Ahnung zu haben. Dein Vater ist in der Führungsriege von Braxcity und klärt dich nicht einmal über die grundlegenden Regeln seines Systems auf?“

„tschuldigung!“, fauchte ich. „Vielleicht ist er noch nicht dazu gekommen, was weiß ich? Und es ist ganz bestimmt auch nicht sein System!“

Juri seufzte. „Jetzt lass einfach die Sachen hier. Keine privaten Dinge in der Wohnung. Sonst kannst du sie gleich Herrn Späth

auf den Schreibtisch legen und ihm deine tiefsten Geheimnisse ins Ohr flüstern.“ Juri hielt mir demonstrativ die Wohnungstür auf. „Aber auch hier wird es sicherlich für die Tochter vom Ritter irgendeine Ausnahme geben.“ Leise fluchend legte ich meine Sachen wieder in die Kiste, bis auf Mamas Foto und den Seelenstein.

„Du bist genauso paranoid wie Tante Edith!“, giftete ich, als ich an Juri vorbei die Wohnung verließ.

„Nein, bin ich nicht“, entgegnete Juri ungerührt. „Außerdem ist deine Tante nicht paranoid, sondern realistisch.“

„Ach ja? Wieso tut ihr beiden dann so, als würden wir in einem diktatorischen Überwachungsstaat leben?“

„Weil es so ist.“

„So ein Quatsch!“, entgegnete ich. „Und selbst wenn, du scheinst es ja zu mögen. Hast du nicht gesagt, du würdest lieber weiter in Braxcity wohnen, als hier in der Altstadt?“

„Das geht sicher über deinen Horizont, aber wenn man weiß, dass man beobachtet wird, muss man nur alles richtig machen und ist auf der sicheren Seite. Hier“, Juri deutete unbestimmt durch das Treppenhaus, „hier weiß niemand, was läuft. Das hat dein Vater prima eingefädelt!“

Es musste an der Luft dieses alten Gemäuers liegen, die Juri und Tante Edith schon länger eingeatmet hatten. Sie hatten beide denselben Virus abbekommen, schoss es mir wütend durch den Kopf. „Mein Vater hat gar nichts eingefädelt“, entgegnete ich und lief die Treppen runter. Als wir vor den Wohnungstüren standen und ich schon dachte, diesen Arroganzling endlich los zu sein, drehte er sich zu mir um.

„Also, da wäre noch die Sache mit meinem Job als dein Kinder mädchen“, sagte Juri.

„Das meinst du jetzt nicht ernst, oder?“

„Leider doch. Ich bin dazu verdonnert, dein Tutor für Braxcity zu sein. Ich muss aufpassen, dass du dich nicht verläufst. Darüber schreibe ich Berichte, die kontrolliert werden, was völlig sinnlos ist. Alle Angestellten von Braxcity werden dich sowieso mit Argusaugen beobachten.“

„Ich brauche keinen Aufpasser!“, stellte ich wütend klar.

„Interessiert leider niemanden. Jedenfalls müssen wir einige Zeit miteinander verbringen. Deshalb kommst du am besten heute Nachmittag mit in den Park. Ich treffe mich dort mit ein paar Freunden.“

War das eine Einladung oder eine Vorladung? Ich dachte einen Moment nach. Konnte überhaupt ein Mensch mit diesem Juri befreundet sein?

„Sind deine Freunde netter als du?“, fragte ich.

„Ist nur schwer möglich. Such dir ihre Profile im Braxnet raus, das gehört sich hier so. Mike Adkins, Alice Blinch und Paula Lerchinger, alle aus unserer Leistungsstufe. Um fünf Uhr unten vor der Tür.“

Ohne meine Antwort abzuwarten, verschwand Juri hinter seiner Wohnungstür.



## **März des siebten Jahres mit der Grünen Feder:**

Tante Edith war für zwei ganze Wochen bei uns zu Besuch. Sie kümmerte sich rührend um Lara, während ich von Früh bis Spät in meinem Zimmer mit der Grünen Feder einen Roman beendete. Mein Verlag wird sich über einen neuen Bestseller von mir freuen. Die Einnahmen werde ich dem Projekt spenden, für das sich Edith seit Monaten einsetzt: Sie half im Namen der Gilde der Schreiber in Timbuktu, uralte arabische Schriften vor den Folgen des Krieges in Mali in Sicherheit zu bringen. Ich staune, mit welcher Energie Edith in der Weltgeschichte herumreist. Ich kann sie mir gar nicht in der Hitze, dem Staub und den unübersichtlichen Verhältnissen von Timbuktu vorstellen.

Hätte ich ihr mit der Grünen Feder helfen können, wären die Menschen, die die vielen Kisten mit den Schriften in Sicherheit bringen, nicht in Gefahr. Ein Brief, mit der Arundoveridis an den Befehlshaber der Miliz geschrieben, und seine Soldaten hätten sogar dabei geholfen, den Kulturschatz zu retten. Leider kann ich auch Tante Edith nicht die Wahrheit über meine Weigerung, die Feder zu benutzen, erzählen. Sie reagiert auf meine Lüge, der Umgang mit der Arundoveridis mache mich krank, verständnisvoll und fürsorglich. „Das ist in den Jahrhunderten einige Male vorgekommen“, sagte sie.

Für die Zeit nach der Arundoveridis planen Thomas und ich, unterzutauchen. Edith wird ihrem langjährigen Freund in New-Dehli, dem Schreiber Amal Yadav, schreiben. Er wird uns ein Haus in der Millionenstadt suchen. Ein Neuanfang in dem Chaos der Megastadt!

## 6.

Als ich die Wohnungstür hinter mir zuschlug, wollte ich alles machen, egal was, nur nicht das, was mir Tutor Juri vorgeschlagen hatte. Wäre ja noch schöner!

Tante Edith war nicht da, um sich meine Beschwerde über den Nachbarn anzuhören. Also brachte ich meine Schätze in mein Zimmer. Mamas Foto stellte ich auf mein Nachtschränkchen und den Seelenstein legte ich in eine Schublade des Schreibtisches. Dabei fiel mein Blick auf das Kästchen von Amal, in dem die seltsame, schöne Federspitze, die er für mich von seinem Waterman-Füller abgezogen hatte, lag. Ich öffnete den Deckel und betrachtete das zarte dreieckige Gebilde aus poliertem Horn, durch das sich die Goldadern zogen, bis sie in dem Rubin an der Spitze zusammenliefen. „Mit ihr wirst du schreiben wie deine Mutter“, hörte ich Amal wie aus weiter Ferne sagen. Und: „Benutze die Hornfeder erst, wenn du sie beherrschen kannst!“ Ich konnte mit allem schreiben, was auf Schreibtischen zu finden ist. Auch mit Gänsekiel, Zeichenfeder und mit Stecken in den Sand am Strand. Was sollte an dieser Hornspitze anders sein, sodass ich sie beherrschen können musste? Dann erinnerte ich mich daran, was Tante Edith mir im Schlosscafé über diese wahrhaftige Schreibkunst und Mama erzählt hatte. Mir lief es kalt den Rücken runter. Plötzlich erschien mir die kleine Federspitze wie ein großes Rätsel, ein Geheimnis oder wie ein Schatz, den ich hüten musste. Tante Edith wollte ihre Kisten verstecken und Juri hatte mich davor gewarnt, private Dinge in die Wohnung mitzunehmen –beides war irritierend und schien außerdem übertrieben und unglaublich. Es war völlig irrational. Entgegen jeder vernünftigen Überlegung verspürte ich dennoch den Drang, das Kleinod aus Horn in Sicherheit zu bringen. Die einzige Erklärung, die ich mir selber geben konnte, war, dass ein Diamant-ring auch gut versteckt aufbewahrt werden sollte. Die Hornfeder war auf jeden Fall ein Schmuckstück. Ich nahm das Kästchen, ging in Tante Ediths Zimmer und wühlte mich durch die Schubladen ihrer Kommode, bis ich unter den altmodischen Unterröcken endlich den Schlüssel gefunden hatte. Dann stemmte ich mein volles

Gewicht gegen die Holzkommode, bis sie sich endlich bewegte und den Wandsafe freigab. Die Safekombination, bestehend aus meinem Geburtsdatum, war schnell eingetippt. Das Fach war leer. Wo hatte Tante Edith die Historia Scriptorum hingebracht? War sie wegen dieses Buchs gerade unterwegs? Ich legte die Schreibfeder ganz nach hinten ins Fach und verschloss die Safetür sorgfältig. Innerhalb von Sekunden stand Tante Ediths Kommode wieder am alten Fleck. Mein Gewissen beruhigte ich damit, dass ich Tante Edith nicht um Erlaubnis hatte fragen können, weil sie ja nicht da gewesen war. Eine schwache Entschuldigung für das eigenmächtige Eindringen in ihr Reich. Aber ich konnte nicht einmal mir selbst erklären, warum ich die Hornfeder jetzt und sofort hatte wegsperren müssen.

Ich plünderte den Kühlschrank für ein doppelt belegtes Sandwich und stieß dabei auf den Laptop, Tablet und Smartphone im Gemüsesfach. Neben Butter, Mayonnaise, Schinken und Käse holte ich auch den Laptop aus dem Kühlschrank. Dann machte ich mir die Sandwiches und setzte mich in mein Zimmer an den Schreibtisch. Der Laptop war geladen und startete in Sekundenschnelle. Das Internet würde mir hoffentlich etwas über die Gilde der Schreiber verraten. Nach einigen Registrierungen versuchte ich, die Suchmaschine Lookover zu installieren, die ich in Indien benutzt hatte. Nichts! Als würde sie nicht existieren. Ständig blinkten Fehlermeldungen auf. Genervt gab ich auf. „Gilde der Schreiber“ tippte ich in die Suchzeile der vorinstallierten Suchmaschine FLOWERS ein. Es dauerte eine Sekunde bis die Meldung erschien, dass es zu diesem Begriff keine Einträge gäbe. Konnte es wirklich stimmen? Charles Braxton war wütend auf die Gilde und ließ deshalb keine Informationen über sie in seinem System zu? Ich versuchte es weiter mit anderen Formulierungen, ohne Erfolg. Als die Wohnungstür aufgeschlossen wurde, klappte ich den Laptop schnell zu. Tante Edith setzte zwei Einkaufstüten im Flur ab und schaute zu mir ins Zimmer.

„Na? Kommst du mit dem Ding zurecht?“, fragte sie, während sie ihren Mantel auszog.

„Ja, aber ich glaube, du hattest recht mit dem gesperrten Zugang zum offenen Internet“, antwortete ich.

Tante Edith legte ihren Zeigefinger auf die Lippen. „Findest du nicht, dass die Tischdecke auf dem Küchentisch ein bisschen zu bunt ist?“, fragte sie augenzwinkernd.

Ich musste lachen. Sie machte tatsächlich Ernst damit, in Gegenwart der Geräte nur über Belanglosigkeiten zu reden. Ich folgte ihr in die Küche und legte den Laptop zurück in den Kühlschrank.

„Sag mal Tante, du versteckst die Bücher und das ganze Zeug auf dem Dachboden. Ich darf über die *Historia Scriptorum* nicht reden, aber dieser Juri bekommt alles mit. Wieso vertraust du dem?“ Tante Edith sah mich erstaunt an.

„Wieso fragst du?“

„Juri hat erzählt, er würde lieber in Braxcity leben als hier. Nach deiner Logik müsstest du dich von ihm fernhalten und ihm nicht auch noch ausgerechnet deine geheimen Bücherkisten anvertrauen.“

„Das täuscht. Bestimmt hast du ihn falsch verstanden.“

„Nein, sicher nicht. Der Typ ist eindeutig merkwürdig und vertrauen würde ich dem keinen Millimeter.“

„Ach, das wundert mich aber. Abgesehen davon, dass ich diesen jungen Mann für einen patenten Kerl halte, habe ich mir seine Unterstützung durch ein Schriftstück gesichert. Geschrieben von einem wahrhaftigen Schreiber der Gilde.“ Die zehn Fragezeichen in meinem Gesicht mussten Bände sprechen, denn Tante Edith redete gleich weiter: „Du erinnerst dich, was ich in dem Café über deine Mutter und ihre Gabe des wahrhaftigen Schreibens erzählt habe. Dass sie Menschen damit beeinflussen, ja sogar lenken konnte. Juri bekam einen Zettel von mir, auf dem ein wahrhaftiger Schreiber geschrieben hat, dass er mich unterstützen und vor allem Stillschweigen darüber bewahren sollte.“

„Das ist ja gruselig!“, erwiderte ich, wobei mir das Bild von Juri als willenlosem Zombie gefiel.

„Ach was. Halb so schlimm“, wehrte Tante Edith ab. „Es ist ja nicht so, dass es vollkommen gegen seinen Willen geschieht. Vorher bekam er die Zusage von mir, dass die Gilde seiner Familie helfen würde, falls es einmal nötig sein würde.“

„Wobei hilft ihnen denn die Gilde?“

„Pjotr, Juris Vater, ist Journalist. Wenn er hier Ärger bekommt, dann wird die Gilde ihm helfen.“

„Ganz sauber ist das aber nicht, Tante“, gab ich mit gespielter Entrüstung zu bedenken. Tante Edith lächelte verlegen. „Ich weiß, aber hier ohne verschwiegene Unterstützung zu wohnen ist zu gefährlich.“ Ich schüttelte verständnislos den Kopf. Sollte ich mit Papa über Tantes Geisteszustand reden, den ich für äußerst bedenklich hielt?

„Mach dir keinen Kopf deswegen“, sagte Tante Edith und deutete auf die Küchenuhr. „Teezeit! Hast du Lust auf eine heiße Tasse Earl Grey?“

„Tante, wann ist bei dir eigentlich keine Teezeit?“, lachte ich. „Leider muss ich ablehnen. Ich bin mit deinem Zombiefreund zu einem Ausflug in den Park verabredet.“

„Siehst du, Juri ist doch ganz nett“, erwiderte Tante Edith zufrieden.

„Er sagt, er treffe dort Freunde. Ich kann mir nicht vorstellen, dass jemand mit ihm befreundet sein will. Aber wenn doch, besteht die Chance, dass ich ein paar ganz normale Leute kennenlernen.“

Ich öffnete den Kühlschrank und nahm das Smartphone aus dem Gemüsefach. Demonstrativ hielt ich es Tante Edith vor das Gesicht, bevor ich es einschaltete. Sie nickte und verschwand aus der Küche. Auf dem Display blinkte eine neue Nachricht im Messenger von Braxnet auf. Dabei hatte ich das Gerät noch nicht eingerichtet. Ich kannte nicht einmal meine neue Handynummer. Aber eine Nachricht wartete bereits in meinem Postfach. „Synchronisiert mit den Braxcity-Systemen“, hatte Papa gesagt. Da brauchte ich mich nicht zu wundern.

„Es wird Zeit, Neuling!“, schrieb Juri. „Zieh dir die Schuhe an und komm runter!“

„Du kannst die Uhr lesen? Bin beeindruckt!“, tippte ich. Bevor ich den Button zum Verlassen des Netzes finden konnte, erschien Juris Antwort: „Das freut mich ungemein!“

Da ich mich fast zeitgleich ausgeloggt hatte, war der Kontakt unterbrochen. Juri Stankiewicz hatte schon wieder das letzte Wort. Vor Wut schnaufte ich mehr als undamenhaft.

Als ich durch den Hausflur die Treppe runterging, lehnte Juri mit verschränkten Armen an der Haustür, als wartete er seit Stunden. Er trug jetzt eine schwarze Lederjacke, die ihm auch noch gut stand, wie ich leider feststellen musste.

„Hast du dein Handy dabei?“, fragte er unvermittelt.

„Ja, warum?“

Mit einer Handbewegung forderte Juri es ein. Ohne zu überlegen gab ich es ihm. Er zog seines aus der Jackentasche, legte beide draußen vor die Haustür auf den Boden und schloss die Tür wieder von innen.

„Was soll das denn?“, protestierte ich.

„Wenn wir jetzt da rausgehen und die anderen treffen, dann machen wir vielleicht Dinge, die deinem Papa nicht gefallen. Wenn nur einer von uns bestraft wird, weil du auf gehorsames Töchterchen machst und deinen Mund nicht hältst, dann wirst du hier keinen ruhigen Tag mehr haben. Verstanden?“

„Du drohst mir?“

„Sieht so aus“, antwortete Juri trocken. Er öffnete die Haustür, hob die Handys auf und reichte mir meines. Ohne ein weiteres Wort verließ er das Haus. Mir war übel, als hätte ich einen Schlag in die Magengrube erhalten. Ich atmete dreimal tief durch und folgte Juri, so gelassen, wie es mir möglich war. Das habe ich nicht verdient, du ekliger Kotzbrocken, dachte ich, den Blick auf seinen Rücken gerichtet.

Juri ging den ganzen Weg durch die Stadt zwei Schritte vor mir. Das war mir recht. Je weniger ich mit diesem Typen zu tun hatte, umso besser.

Ich hoffte, dass seine Freunde endlich normale, nette Menschen waren. Das konnte es doch auch nicht geben, dass es hier nur arrogante Affen oder verschrobene, vom Verfolgungswahn geplagte Bewohner gab.

Im Stadtpark am Brunnen wartete tatsächlich drei Leute in unserem Alter auf Juri. Ein großer, breitschultriger Junge hielt einen Rucksack auf, in den jeder sein Handy steckte – inklusive mir. Der Junge schloss den Rucksack und legte ihn auf die Steinmauer des Brunnens. Dann stellte Juri uns im Schnelldurchgang vor: „Mike, Alice, Paula und das ist Lara Ritter.“ Damit schien er der Meinung zu sein, seine Pflicht erfüllt zu haben, legte einen Arm um Paulas Taille, und beide gingen voran in Richtung Wiese. Paula schien wie ein elfengleiches Wesen neben Juri zu schweben. Sie warf ihre langen, blonden Haare nach hinten, lehnte sich gegen Juris Schulter, drehte den Kopf zu mir um und musterte mich abschätzig. Das fing ja toll an. Am liebsten wäre ich umgedreht. Doch da hakte sich Alice mit festem Griff bei mir unter. „Und? Lässt du dich gerade von Wonder-Paula einschüchtern?“

„Ich glaube schon“, lachte ich. Alice war etwas kleiner und kräftiger gebaut als ich. Sie hatte kurze, blau gefärbte Haare, Piercings an Augenbraue und Lippe, trug ein kariertes Hemd, schwarze Jeans und Springerstiefel. So jemand lief in Indien definitiv nicht oft herum.

Sie strahlte mich aus einem sommersprossigen Gesicht an, als wären wir schon seit Jahren befreundet.

„Du darfst dich durch unser Prinzesschen nicht beeindruckt lassen. Wie gefällt es dir in Regensburg?“, fragte sie.

„Es geht so“, antwortete ich. „Alles ein bisschen seltsam hier.“

„Kann ich mir vorstellen. Nach Indien wirkt das hier alles wahrscheinlich wie ein anderer Planet“, sagte sie verständnisvoll. Nach wenigen Metern zog Mike aus seiner Jackentasche eine gefaltete Frisbeescheibe heraus. Er machte einige Probewürfe in die Luft und fing sie wieder auf. Er war offensichtlich der Sportler der Gruppe. Während sein Körper voll durchtrainiert aussah, verriet sein Gesicht, dass es noch eine andere Seite an ihm geben musste. Er trug sein Haar halblang und eine Brille verlieh ihm die Aura eines Musterschülers.

„Mike ist unser Muskelprotz und Nerd“, erklärte Alice und fing sich einen schnellen Boxhieb von Mike dafür ein. „Aua!“, schimpfte sie und schlug zurück. Sie traf aber nicht, weil Mike in Deckung ging. „Das stimmt doch!“, behauptete sie lachend. „Du machst viel Sport und hast von uns die meiste Ahnung von dem technischen Computerzeugs.“

„Alice neigt zu Übertreibungen“, entgegnete Mike.

„Kann ich dich gleich mal was fragen?“, sagte ich.

„Klar“, antwortete Mike.

„Ich hatte vorhin schon das erste Computerproblem. Ich wollte die Suchmaschine Lookover installieren. Die habe ich bisher immer benutzt. Das hat nicht funktioniert. Immer wieder wurde nur die Suchmaschine FLOWERS geöffnet.“

In den Gesichtern der anderen zeichneten sich Fragezeichen ab. Was hatte ich denn jetzt schon wieder gesagt? Das war doch eine ganz normale Frage!

„Du bist aber schon die Tochter vom Ritter, oder?“, fragte Alice erstaunt. Ich zuckte mit den Schultern. „Ja, ich weiß. Hab ich mir auch schon anhören dürfen: Stellt die sich so doof oder ist sie es tatsächlich?“

„O-Ton Juri?“, fragte Mike.

„Ja. Um es gleich mal klarzustellen“, sagte ich entschieden. „Ich weiß so gut wie nichts über dieses Braxtonzeugs.“ Alice und Mike sahen sich an. Glaubten sie mir etwa nicht? „Wisst ihr“, entfuhr es mir genervt, „ich habe auf sowas keine Lust. Wenn ihr mir nicht glaubt, dann sagt es und ich gehe. Kein Problem.“

Alice verzog den Mund zu einer Schnute und Mike nickte leicht. „Kann so ein Lockenkopf lügen?“, fragte Alice lachend und wuschelte mir durch die Haare. „Wir glauben dir.“

„Danke“, antwortete ich erleichtert. Am liebsten hätte ich Alice und Mike gleich gefragt, ob sie auch irgendwelche dunklen Geheimnisse hüteten. Was hätten sie mir wohl geantwortet? Wahrscheinlich hätten sie mich angeschaut als wäre ich ein rosa Riesenkaninchen, das völligen Unsinn redet. Ich forderte von Mike die Frisbeescheibe. Er warf sie mir zu. „Du bekommst in ganz Regensburg kein freies Internet“, erklärte Mike. „Das ist so: BRAXWORLD verkauft hier seine vorinstallierten Geräte zum Schleuderpreis. Jeder Haushalt hier nutzt sie. Auch die Geräte von anderen Anbietern werden zunehmend mit BRAXWORLD Software vorinstalliert. Mit denen kannst du nur BRAXWORLD Programme benutzen. Und die sind so beschaffen, dass ...“

„Mike!“, platzte Alice warnend dazwischen. „Erschrick Lara nicht gleich am ersten Tag!“

Mike nickte und fing die Frisbeescheibe, die ich ihm zuwarf. „Man kann es sowieso nicht beschreiben, man muss es erleben!“, rief er höhnisch, reckte seine Arme in die Luft und warf das Frisbee hoch in die Luft. Meine Hoffnung auf normal denkende Freunde schwand dahin. Jedenfalls hatte ich verstanden, dass Tante Edith recht hatte, als sie behauptete, ich käme mit Herrn Späths Geräten nicht aus der Welt von BRAXWORLD heraus.

„Los Leute!“, forderte Alice. „Lasst uns ein paar Runden werfen.“ Sie lief einige Meter weg und Mike warf ihr die Scheibe zu. Ich stellte mich ans andere Ende der Wiese und sogar Juri und Paula, die tuschelnd abseits gestanden hatten, machten mit. Die Scheibe flog erst artig durch die Runde und wurde dann immer frecher geworfen. Ich war in meinem Element. Frisbee hatte ich oft in der Schule in Indien gespielt. Alice lachte, wenn ich die scharfen Würfe von Juri auffing und mit einem extra Dreh wieder zurück schleuderte. „Endlich eine Gegnerin, die dir gewachsen ist, Juri!“, rief sie quer über das Feld. Ihm schien das weniger zu gefallen. Paula machte nach einigen Würfeln schlapp und setzte sich unter einen Baum. Juri warf ihr seine Lederjacke zu. Paula hängte sie sich über die Schultern und lächelte ihn an. Ich beobachtete die Szene, was meiner Konzentration schadete, denn die nächste Scheibe glitt mir unkontrolliert aus der Hand und traf Paula an der Schulter.

„Du Trampel ...“, schimpfte sie los.

„Entschuldige, tut mir leid!“, rief ich sofort.

„Ach Lara, kein Problem. Ich kann es mir nicht leisten, mich mit der Tochter vom Ritter anzulegen“, fauchte sie alles andere als elfenhaft.



Mike stand neben mir und flüsterte mir zu, ich solle Paula bloß nicht ernst nehmen. Die habe zurzeit schlechte Laune. Juri holte die Scheibe und redete leise mit Paula. Sie sah ihn daraufhin an, als würde sie sagen: „Das glaubst du doch nicht wirklich, oder?“ Dann legte sie sich auf Juris Lederjacke und schloss die Augen. Die beiden passten wirklich super zusammen, schoss es mir durch den Kopf. Beide arrogant und feindselig. Sie hatten sich jedenfalls gegenseitig verdient.

Nachdem sich Paula ausgeklinkt hatte, hatten wir noch einen tollen Nachmittag. Zu meiner Überraschung rannte und lachte Juri genauso ausgelassen wie wir anderen. Es machte so viel Spaß, dass wir erst aufhörten, als wir die Frisbeescheibe im Dunkeln nicht mehr sehen konnten. Mike und Alice verabschiedeten sich und wir verabredeten uns für den kommenden Tag an derselben Stelle.

„Ich bring Paula nach Hause, ihr geht es nicht so besonders“, meinte Juri. „Findest du den Weg zum Fischmarkt allein?“

„Klar, kein Problem!“, antwortete ich.

„Du musst nur wieder zur Allee ...“

„Keine Sorge, ich habe mich in Neu-Delhi zurechtgefunden, da werde ich Regensburg auch schaffen.“ Juris Kiefermuskeln zuckten, sein Blick lag prüfend auf mir, was mich verlegen machte. Schnell wischte ich auf dem Screen meines Smartphones herum und öffnete das Navi.

„Gib mal dein Handy her, ich stell dir das Navi ein“, sagte Juri freundlich und nahm mir das Handy aus der Hand. Ich wollte schon protestieren, da sagte er leise: „Ärgere dich nicht über Paula. Ihre Familie hat zurzeit ziemliche Schwierigkeiten. Dein Vater macht ihnen gerade die Hölle heiß.“ In Gedanken formulierte ich schon eine giftige Antwort, als ich bemerkte, dass in Juris Stimme keinerlei Vorwurf mitschwang. Verwirrt verfolgte ich, wie Juri unsere Adresse in das Navi eingab. Der Zeigefinger seiner linken Hand lag auf dem Mikrofon des Smartphones. Dass Juri das machte, wunderte mich nicht. Schließlich litt er an Verfolgungswahn. Mich wunderte, dass es mir auffiel.

„Kannst du bitte mein Handy mitnehmen und vor unsere Wohnungstür legen?“, fragte er. „Muss keiner wissen, dass ich Paula begleite.“ Er hielt mir sein Handy entgegen, wobei er auch bei diesem Kamera und Mikro abdeckte.

„Klar, kein Problem“, antwortete ich. Obwohl ich mich darüber wunderte, steckte ich sein Handy ein.

„Wen sollte es denn interessieren, wo dein Handy spazieren geht? Reicht es nicht, wenn du die GPS-Ortung abschaltest?“, fragte ich.

„Frag das lieber deinen Papa. Bis morgen dann!“, sagte Juri, drehte sich um und ging zu Paula. Ich sah ihm irritiert hinterher, bis mich Paulas Blick traf. Der hätte einen heißen Backofen einfrieren können. Paulas Botschaft an mich war eindeutig. Sie wünschte mich ans dunkle, kalte, morastige Ende der Welt.

## ***April des siebten Jahres mit der Grünen Feder:***

Hoffentlich geht alles gut! Es war leichtsinnig, aber ich musste dieser russischen Familie helfen.

Lara kam in die Küche und wedelte mit einem Brief: „Tante Edith hat mir geschrieben! Aus Russland! Wo ist das?“ Sie öffnete das Kuvert, nahm ihren Brief von Edith heraus und gab mir einen weiteren Umschlag. „Sophie Ritter, öffne den Umschlag und lies den Brief“, stand darauf. Geschrieben von einem wahrhaftigen Schreiber. Auch bei mir wirken wahrhaftige Texte hypnotisierend. Wie ferngesteuert las ich den Brief, in dem der Schreiber von der aussichtslosen Lage des russischen Journalisten Pjotr Stankiewicz berichtet. Dieser sei zwar kein Mitglied der Gilde, decke aber in seinen Artikeln die Grausamkeit des russischen Militärs auf. Nun steht er auf der Abschussliste und muss mit seiner Inhaftierung rechnen. Ein Foto lag dabei. Ein lachendes Paar mit ihrem Sohn, Juri. Er ist etwas älter als Lara. Wie hätte ich das alles zurück in den Umschlag stecken können, ohne zu helfen? Wie hätte ich Lara in die Augen sehen können, wenn ich nichts unternehme? Der Auftrag kam nicht von der Gilde, auch wenn ein mir unbekannter wahrhaftiger Schreiber den Brief verfasst hat. Edith, die intrigante Machenschaften hasst, hat sich als Absenderin zur Verfügung gestellt. Also ist es keine Falle. Nach einer beigelegten Adressenliste schrieb ich mit der Arundoveridis alle notwendigen Dokumente. Hoffentlich kommen die Briefe rechtzeitig an. Ich kann sie nur über die Post versenden. Das Gildennetzwerk ist für mich tabu. Wenigstens muss man Federtexte nicht erst übersetzen, damit die Leser sie verstehen.

## 7.

Die letzten Tage vor Schulbeginn vergingen dank Mike und Alice schnell. Sie zeigten mir die schönsten Badeplätze an der Donau, die beste Eisdielen in der Altstadt und führten mich durch alle guten Biergärten. Ich hatte gehofft, sie würden mir schon mal etwas über die Braxton School erzählen. Doch sie hatten nur eine Antwort auf meine Fragen: „Keine Lust! Erzähl lieber etwas über Indien.“ Juri und Paula waren bei den Ausflügen nur manchmal dabei. Allerdings brachten sie es regelmäßig fertig, mich mit ihren Andeutungen zu Vaters Arbeit so wütend zu machen, dass ich sie mehr als nur einmal zum Mond gewünscht hatte. Meinen Vater bekam ich in diesen Tagen praktisch nicht zu Gesicht. Dabei hätte ich ihn gern persönlich gefragt, was er zu Juris Überwachungstheorie oder von den Schwierigkeiten, in denen Paulas Familie steckte, zu sagen hatte. Wenn wir uns daheim über den Weg liefen, war Vater stets in Eile. „Tut mir leid, Lara“, stöhnte er. „Aber diese Verhandlungen mit der anderen Firma sind kompliziert und zeitaufwendig.“ Dann ging er schnell unter die Dusche, zog sich um, aß etwas und war schon wieder aus der Tür. Tante Edith verkroch sich in ihrem Zimmer oder war im Schloss bei der Gilde. Deshalb war ich schon beinahe erleichtert, als endlich wieder die Schule beginnen sollte.

Als es so weit war, wachte ich auf, bevor der Wecker klingelte. Ich war so aufgeregt wie an meinem allerersten Schultag überhaupt. Wie würde die Klasse sein, in die ich kam? Waren die Mädchen zickig und die Jungs kaltschnäuzig? Waren die deutschen Lehrer so streng und ungeduldig, wie ich sie aus der Grundschule in Erinnerung hatte? Hoffentlich musste ich nicht eine Klasse wiederholen, weil der Lernstoff der Internationalen Schule in Neu-Delhi nicht zu dem in der Braxton School passte. Ich wollte unbedingt mit Alice und Mike in eine Klasse gehen. Und überhaupt, was zog man hier in der Schule an, wenn es keine Schuluniform gab, wie in Indien? Ich leerte den Inhalt meines Kleiderschranks auf mein Bett und probierte verschiedene Kombinationen. Zu langweilig,